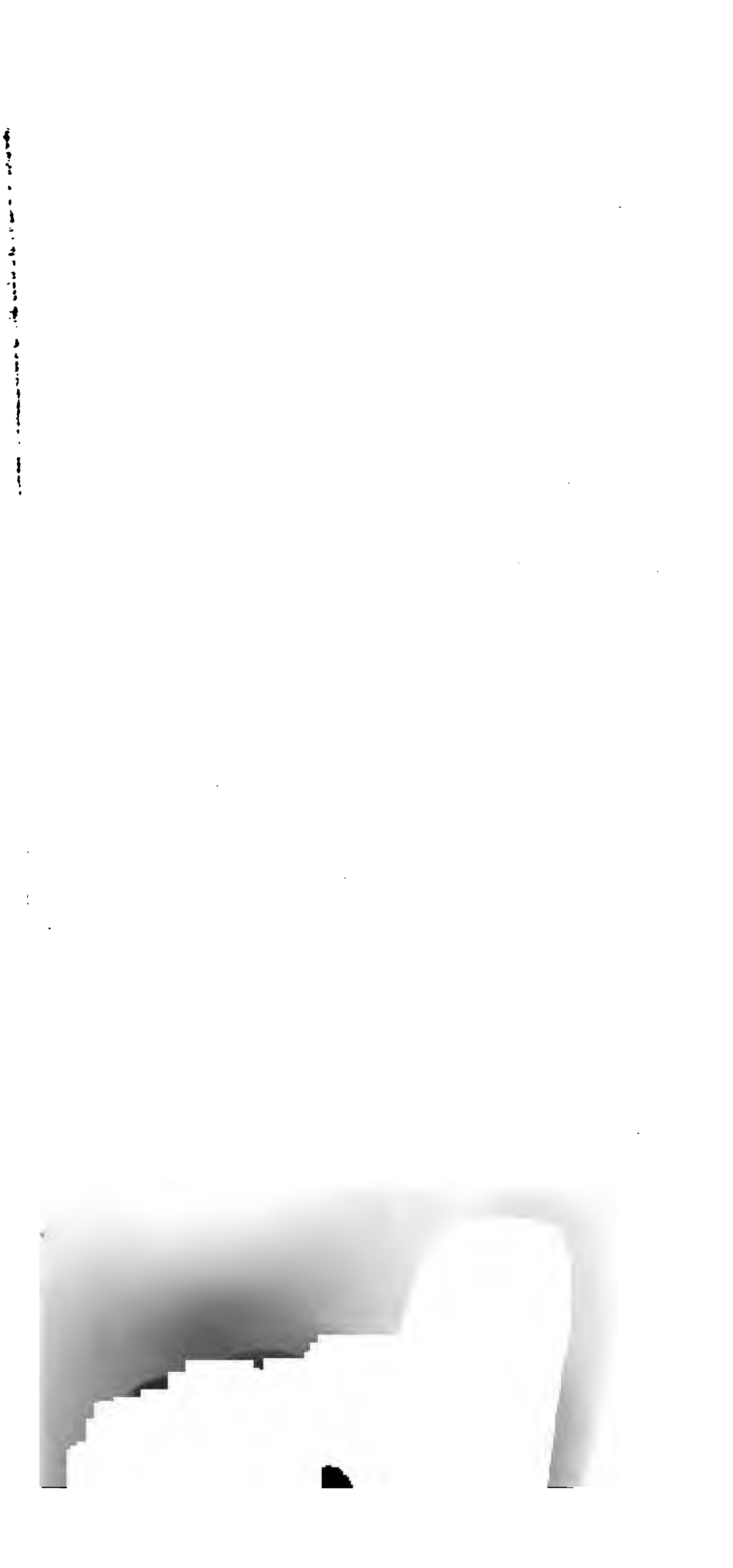
# Streifzüge in Indien



von

Freiherrn E. zu Inn- und Knyphausen.


THE UNIVERSITY OF MICHIGAN
LIBRARIES
THE UNIVERSITY OF MICHIGAN
ARTES SCIENTIA VERITAS
1817



Freiherr E. zu Inn- und Knyphausen

# Streifzüge in Indien

Am Dal-See in Kaschmir.

Zu Seite 107.

# Streifzüge in Indien

## Tagebuch-Blätter

von

Freiherrn E. zu Inn- und Knyphausen

Mit zwei Kärtchen, 57 Abbildungen im Text und 8 Tafeln,
enthaltend 10 Lichtdruckbilder



Berlin 1906
Dietrich Reimer (Ernst Vohsen)

# Inhalt.

## Verzeichnis der Lichtdrucktafeln.



---

## Verzeichnis der Abbildungen.

---

## Karten.



---

## Vorwort.

Der Europäer, welcher das moderne Ostindien besucht, mit der Absicht, sich ein möglichst gründliches, eigenes Urteil über Land und Leute des gewaltigen, unter britischer Herrschaft stehenden Reiches zu verschaffen, wird bald, nachdem er indischen Boden betreten hat, einsehen müssen, daß sein Wunsch, in dem Umfange, wie er es sich vielleicht gedacht, nicht in Erfüllung gehen wird. Land, Klima und Lebensbedingungen sind in Britisch-Indien von Gegend zu Gegend gänzlich verschieden. Das Riesenreich, welches den Umfang Europas, ausgeschlossen Rußland, hat, ist von Hunderten von Völkerschaften bewohnt, die fast ebenso viele Sprachen sprechen. Und wie die Hautfarbe der Inder jede Schattierung, vom Hellgelb bis zum fast schwarzen Teint zeigt, so sind auch die Leute in ihrem Innern grundverschiedener Art. Die Seele des Volkes zu erforschen, ist selbst dem Engländer, der ein Menschenalter in seiner Mitte zubringt, nur in beschränktem Maße möglich. Doch auch nur ein oberflächliches Bild Britisch-Indiens, einen Begriff von dem ausgedehnten Verwaltungsapparat und den komplizierten wirtschaftlichen Verhältnissen zu erlangen, ist äußerst schwierig. Indiens alte Kultur ist nur in sehr geringem Maße und fast nur äußerlich durch die Herrschaft der Europäer beeinflußt. Der Einfluß erstreckt sich mehr auf die Zivilisation als auf die Kultur; wo aber europäische Zivilisation ihre Hebel angesetzt hat, bietet sich dem Beschauer eine bunte Vermengung von Morgenland und Abendland, das Bild eines unentwirrbaren Chaos von heterogenen Elementen.

Der europäische Fremdling muß sich damit bescheiden, daß seine persönlichen Erfahrungen nicht unbedingt zu verallgemeinern sind, und daß ein sicheres eigenes Urteil über Land und Leute nicht ohne eingehendes Studium in den verschiedensten Landesteilen zu erlangen ist. Noch mehr wie anderwärts kommt es in Indien auf Ort, Zeit und Umstände an, was man erlebt. Das Land ist erstaunlich vielseitig, das Feld der Tätigkeit für die Unternehmungslust des Besuchers groß. Wer daher mit Befriedigung auf seine flüchtigen Streifzüge durch das Land zurückblicken will, wird gut tun, seinem Interesse einen ganz

bestimmten Mittelpunkt zu geben, einen Zielpunkt zu nehmen, der den Schritten des Reisenden die Richtung angibt. Ich hatte das Glück, ein solches Ziel zu besitzen. Mein bescheidenes Streben war vornehmlich jagdlicher Natur. Aus englischen Büchern wußte ich von den Schönheiten, die dem Jäger in den Schneebergen des Himalaja, dem dicken Urwalde und den Steppen der Ebene Indiens winken. Die Jagd auf den edlen Steinbock, den Tiger, und das Erjagen des Keilers mit der Lanze übten die größte Anziehung aus, und als Jäger hatte ich die Aussicht, ein gut Teil von der charakteristischen Natur des Landes und von der Eigenart der Bewohner entlegener Landesteile zu sehen.

Die folgenden Blätter geben zum größten Teil den Inhalt meines im Jahre 1905 in Indien geführten Tagebuches wieder. Die Aufzeichnungen allgemeiner Art beruhen naturgemäß meist mehr auf den Angaben und Erzählungen dort lebender englischer Herren und Eingeborener, als auf eigener Erfahrung. Ich ließ das rein Persönliche fort und enthielt mich im großen und ganzen der Schilderung allgemein bekannter Sehenswürdigkeiten. Der Seeweg über Port Said, Aden, Colombo und die Schönheiten Ceylons sind so oft beschrieben, daß ich den hierüber handelnden Teil des Tagebuches ganz ausschaltete, trotzdem auch dieser in mir unvergeßlich schöne Erinnerungen wachruft.

Im Herbst 1906.

**Der Verfasser.**

# Streifzüge in Indien

## I.

## Durch Südindien nach Bombay.

„O gibt es Geister in der Luft,
Die zwischen Erd' und Himmel herrschend weben,
So steiget nieder aus dem goldnen Duft
Und führt mich weg zu neuem, bunten Leben!
Ja, wäre nur ein Zaubermantel mein,
Und trüg' er mich in fremde Länder,
Mir sollt' er um die köstlichsten Gewänder,
Nicht feil um einen Königsmantel sein.“

Ein eigener Zauber packt den, welcher zum ersten Male aus unseren Breiten hinaussteuert in die geheimnisvolle Tropenwelt. So erging es auch manchem, der am 27. Dezember 1904 auf dem Lloyddampfer „Friedrich der Große“ Genua verließ. Die italienische Küste, im Hintergrunde die schneebedeckten Seealpen und der Appenin, von der Morgensonne vergoldet, bereiteten uns einen würdigen Abschied. Und ebenso unvergeßlich wie dieser war der erste Willkommengruß, den uns die Insel Ceylon nach glücklicher Fahrt zusandte. Am 13. Januar in der Frühe erfüllte das ganze Schiff ein herrlicher Duft von Palmen und feuchter Vegetation. Hinter den unzähligen weißen Segeln, die das Meer bedeckten, und der weithin sichtbaren Brandung lagen in breiter Linie die grünen Palmenwälder, der Hafen und die Stadt Colombo und weiterhin die Berge Ceylons vor uns. Neben dem turmartigen, spitzen Bergkegel des Adams-Peak erhob sich die Sonne.

Die Schönheiten der Insel, die ich einige Tage in vollen Zügen genoß, und nicht zum mindesten die Gastfreundschaft der deutschen Herren in Colombo, ließen mich nur unter Bedauern schon am 20. Januar wieder ein englisches Schiff besteigen, das mich zum Festlande Indiens hinüberbringen sollte. Am nächsten Morgen landeten wir bei Tuticorin, an der Südspitze Vorderindiens gelegen, und somit begann meine Reise auf dem indischen Festlande.

Der Zollbeamte in Tuticorin war auf das Schreiben der englischen Botschaft in Berlin hin, welches ich mir verschafft hatte, um keine Schwierigkeiten bei der Einfuhr meiner Waffen zu haben, sehr zuvor-

kommend. Er fertigte mich zuerst ab. Büchsen, in die die Munition des englischen Militärgewehrs paßt, dürfen nicht eingeführt werden. Auf die meinigen traf dies nicht zu. Meine zwei Büchsen, ferner Doppelflinte und Revolver, mußte ich mit zusammen etwa 80 Mark verzollen, doch erhielt ich Quittungen, auf die ich bei der Ausreise das Geld wieder erhalten sollte und auch wieder erhielt. Das Tagebuch soll hier weiterreden:

Ich fuhr in einer Tour über Madura-Trichinopoly-Erode bis Bangalore, wo ich am 22. Januar abends eintraf. Die Szenerien zur Seite der Bahn waren meist recht eintönig. Im Vergleich zu Ceylon ist Südindien, wenigstens zur trockenen Jahreszeit, eine Wüste. Auf dem kultivierten Lande, das man durchfährt, waren die Eingeborenen beschäftigt, die Felder zu bewässern. Das Wasser wird in der Regel vermittelst einer durch Ochsengespanne betriebenen Schöpfvorrichtung aus gemauerten Brunnen heraufgehoben und oben in viele kleine Kanäle geleitet. Es herrscht in Südindien momentan eine außerordentliche Trockenheit. Mit Reis- und Kornfeldern wechseln steinige Steppen, mitunter auch feuchte Niederungen ab. In letzteren sieht man Hunderte von Bekassinen. Ein schönes Bild sind die jähen Felsengebirge, welche sich aus der Ebene erheben. Die Dörfer liegen teilweise recht hübsch, zwischen Palmenbäumen und Kaktushecken. Des Nachts schlief ich, als einziger Fahrgast erster Klasse, gänzlich ungestört auf den aus Colombo mitgebrachten Kissen und Decken. Jeder Reisende pflegt hier sein Bettzeug mit sich zu führen.

Das Westend-Hotel in Bangalore besteht aus mehreren, in einem Garten liegenden, sehr geräumigen Bungalows. Bei Tisch sind wir in demjenigen, welches mir Unterkunft gewährt, nur sieben Personen. Die Mahlzeiten werden zu festgesetzten Tageszeiten zusammen eingenommen. Man lebt sehr angenehm, wie in einem Privathause. Des Nachmittags kommt ein Teil der Gäste des Hotels und auch andere europäische Bewohner der Stadt am Tennisplatze, im Garten des Hotels zusammen. Hier wird gespielt und Tee getrunken. Bangalore liegt fast 3000 Fuß hoch, auf der Hochebene des Dekkan, und wird daher als Erholungsort benutzt, hauptsächlich von den in Madras lebenden Engländern.

Am Tage nach meiner Ankunft, in der Frühe, suchte ich Herrn H. Wiele, einen deutschen, in Bangalore ansässigen Geschäftsmann auf. Dies war der Hauptzweck meines Aufenthaltes in Bangalore. Herr Wiele schrieb vor kurzem in „Wild und Hund" über seine vorjährige Jagd auf Steinböcke in Kaschmir. Ich holte mir von ihm sehr wertvolle Instruktionen für dort und über die jagdlichen Verhältnisse des Staates Mysore, dessen Hauptstadt Bangalore ist. Der deutsche Oberleutnant O. Kauffmann ist als Gast des Maharajas von Mysore zurzeit in den Dschungles und schoß, wie ich hörte, bisher drei Bison.

Herr Wiele forderte mich auf, zwei Tage mit ihm in die Umgegend von Bangalore zur Jagd auf Schwarzbockantilopen (blackbuck) zu fahren, was ich mir nicht zweimal sagen ließ. Per Eisenbahn und Ochsenkarren ging es am 24. hinaus, und wir schlugen in hübscher Gegend, bestehend aus Steppen und felsigen Hügeln, unter einem riesigen Feigenbaum unser Zelt auf. Während unseres Diners des Abends vor dem Zelte versammelten sich annähernd alle männlichen Bewohner des nahegelegenen kleinen Dorfes in hockender Stellung um uns. Des Nachts herrschte eine prachtvolle Ruhe, nur gegen Morgen war öfters der laute Flügelschlag der fliegenden Hunde, die im Baum über uns ihr Wesen trieben, hörbar.

Bei Sonnenaufgang brachen wir auf. Die Antilopen stehen in Rudeln zusammen. Jetzt, zu Beginn der Brunstzeit, befindet sich in der Regel bei jedem Rudel nur ein guter Bock, der Platzbock. Die geringeren Böcke drücken sich einzeln herum und werden ab und zu, wenn sie zu nahe herankommen, von dem Platzbock auf den Schwung gebracht. Mehrmals sah ich Böcke kämpfen. Von einem der felsigen Hügel aus waren mehrere Rudel sichtbar, sie hielten sich mit weisem Vorbedacht auf der offenen Ebene, die Umgebung der Hügel und die Stellen, wo sich eine Gefahr verbergen könnte, mieden sie mit großer Konsequenz. Das weibliche Wild sieht von weitem ganz ähnlich aus wie unsere Rehe, nur wenn es flüchtig über kleine Hindernisse und Büsche hinwegsetzt, sieht man andere, viel vehementere Bewegungen. Die guten Böcke, die vom vierten Jahre an als solche bezeichnet werden können, sind dunkelbraun und weiß, bzw. schwarz und weiß gefärbt. Je älter der Bock, desto dunkler die schwarze Farbe. Die Länge der gewundenen Hörner des guten Bockes steigt an von etwa 45 bis etwa 65 cm. In Nordindien sind die Böcke erheblich stärker wie im Süden.

Nach mehreren mißglückten Pürschen ließen wir ein Rudel durch einige Leute, die überall massenhaft, für 35 Pfg. den Tag, zu haben sind, uns zudrücken. Hierbei kam mir ein guter Bock auf etwa 100 Schritte Entfernung flüchtig. Ich versuchte ihn durch Anrufen und Pfeifen, wie man es beim Rehbock macht, zum Stehen zu bringen, worauf er jedoch nur eiliger wurde. Auf meinen Schuß fiel er dann aber waidewund im Feuer. Ich nickte ihn ab. Meine Freude über die erste indische Jagdbeute war natürlich groß.

Nachdem wir beim Zelte gefrühstückt, fuhren wir in unserem Ochsenkarren zu einer Stelle in der Umgebung, wo mehrere Teiche liegen sollten, um dort auf Bekassinen zu jagen. Hieraus wurde aber nichts, da die Teiche ausgetrocknet waren. Ich schoß anstatt dessen an einem Getreidefelde binnen drei Minuten zehn Wachteln. Diese gibt es in Mengen. Wir sahen unzähliges Getier, Geier, die

beutegierig ihre Kreise zogen, Reiher, Tauben, Enten und bunte Vögel der verschiedensten Art. Schreiadler und Falken könnte man täglich zu Hunderten schießen. Die Raubvögel gelten den Hindus als heilig, und ihrer Heiligkeit bewußt, sind sie ganz zahm. Man schießt hier zu Lande eigentlich nur das, was für die Küche brauchbar ist. Raubzeug ist so massenhaft da, daß man es gar nicht mehr beachtet.

Auf dem Heimweg zum Zelte bot sich viel Interessantes. Nur in nächster Nähe der Städte ist bei den Eingeborenen ein Anflug von europäischer Zivisilation zu bemerken, im ganzen übrigen Lande leben die stockkonservativen Leute noch so wie vor Tausenden von Jahren. Sie bauen meist nur das, was sie selbst gebrauchen. Die Wohlhabenden leben von Reis, die Ärmeren von einer Getreideart. Mit 10 bis 12 Pfennigen den Tag können sie für sich und ihre Familie, wenn diese nicht zu zahlreich ist, den Lebensunterhalt bestreiten. Seltsame Dreschvorrichtungen sind zu sehen: auf einer runden Tenne im Freien laufen eine Anzahl Zebuochsen in Reihe und Glied in dem kniehoch unter ihnen liegenden Korn umher, daneben prügeln die Menschen mit langen, dünnen Stöcken auf das Getreide ein. Anderwärts steht ein Mann auf einem Gestell und schüttet von oben das ausgedroschene Korn herunter, um es so durch den Wind reinigen zu lassen.

Des Abends sieht man die Frauen mit hohen kupfernen und tönernen Krügen auf dem Kopfe zum Wasser gehen. Sie haben fast durchweg einen auffallend graziösen Gang und eine wunderschöne Haltung. Wenn sie einem Fremden begegnen, bedecken sie den unteren Teil ihres Gesichtes mit der Hand oder einem Tuchzipfel, so erheischt es der Anstand. Ganz schüchterne machen kehrt und verschwinden schleunigst.

Unser shikari (Jäger) wollte gerne seiner Frau einen besonders köstlichen Braten mitbringen. Ich schoß daher noch bei Mondschein vor unserem Zelt einen fliegenden Hund, der beinahe in die bereitstehende Suppe fiel, und sich an dem Tischtuch unseres Eßtisches festkrallte. Er maß 1,20 m Flügelspanne.

Nach gutem Schlaf fuhren wir am nächsten Tage früh zunächst über Land. Auf der Fahrt schoß ich vom Wagen aus einen blackbuck vorbei. Bald darauf sahen wir einen Bock beim Rudel stehen, welcher uns besonders stark vorkam. Bis auf 200 Schritte hielt das Wild den Wagen aus. Dann warf ich mich heraus und schoß mit der Fernrohr-Büchse. Der Bock stand mir spitz von vorne. Ich war gezwungen, schnell zu schießen, da das Rudel bereits flüchtig wurde. Der Bock zeichnete gut und brach nach etwa 40 Schritten zusammen. Als ich herankam, wurde er jedoch wieder hoch und ich schoß ihn in voller Flucht doppelt vorbei. Nun spannte ich mich zu Fuß dahinter und jagte etwa eine Viertelstunde à vue. Da wir keinen Hund hatten, und

es einem sehr koupierten Terrain zuging, wollte ich den Bock nicht aus den Augen verlieren. Als derselbe einmal verhoffte, streckte ich ihn. Ein Geier hatte ebenfalls bereits die Verfolgung aufgenommen. Wiele schoß bald hinterher einen Bock vorbei und erlegte dann einen Schakal in einem kleinen Treiben, das wir veranstalteten. Wir versuchten uns dann an einem neuen Bocke, den wir mit dem Glase ausmachten. Trotzdem wir aber mehrere Stunden, teilweise auf Händen und Füßen, über Felsen und durch Schluchten einherkrochen, gelang es nicht, seiner habhaft zu werden. Wir sahen sehr viel weibliches Wild und geringere Böcke. Auf der Rückfahrt zum Zelt erlegten wir noch einige Bekassinen für die Pfanne. Dann ging es zurück nach Bangalore. Es waren zwei prachtvolle Tage, die wir draußen verlebten. In der Sonne war es recht heiß, aber nie drückend, des Nachts kühlte es sich erheblich ab. Am 27. früh sah ich noch Oberleutnant Kauffmann im Hotel, er schoß im südlichen Mysore, außer drei Bisons, einen Tiger.

Die Eisenbahnfahrt von Bangalore bis Bombay bietet nicht viel Neues. Man sieht wieder viel flaches, bebautes Land und mit Büschen und einzelnen Bäumen bestandene Steppen. Leider fuhren wir bei Nacht durch die West-Ghats, das westliche Küstengebirge. Sonntag, den 29. früh, traf ich in Bombay ein. Am Nachmittage machte ich dem deutschen Konsul, Herrn Hopmann, und dem Military Secretary des Gouverneurs einen Besuch. Da beide draußen in der Nähe des Malabar-Hill wohnen, hatte ich jetzt schon Gelegenheit, die berühmten Begräbnisplätze der Parsen, die „Türme des Schweigens“, zu sehen. Es fanden gerade Begräbnisse statt. Man sah den Zug der weißgekleideten, leidtragenden Parsen die Treppen zum Turme hinaufsteigen, ihnen voran wird die in weiße Tücher gehüllte Leiche getragen. Der Zug verschwindet dann in dem geheimnisvollen Tore. Erde und Feuer sind den Parsen zu heilig, um die Leichen aufzunehmen, bzw. sie zu verzehren. Deshalb muß der Geier ans Werk. Diese gefiederten Vielfräße kreisten in weitem Bogen über der Stätte, sie haben es jetzt gut, denn in der Stadt herrschen Pest und Pocken.

Einen herrlichen Blick hat man von dort oben über Stadt und Meer. Nicht weit von hier, auf Malabar-Point, der Spitze eines weit in die See vorspringenden Höhenzuges, residiert der Gouverneur Lord Lamington. Bei ihm und Lady Lamington schrieb ich mich, wie es Brauch ist, ein.

Die über Bombay und die Insel Elefanta handelnden Tagebuchblätter habe ich ganz beiseite gelegt, da in jedem Reiseführer hierüber genaueres und besseres zu lesen ist. Die Erzählung eines meiner Erlebnisse während der Tage in Bombay, nämlich eines Diners beim Gouverneur möchte ich jedoch wiedergeben:

Im Hause Lord Lamingtons angelangt, bemerkte ich sehr bald, daß ich es mit einem „Spitzendiner“ zu tun hatte. Die höheren Militärs und Beamten Bombays waren fast ohne Ausnahme mit ihren Frauen zur Stelle. Unter den Versammelten, etwa 60 Personen, fehlten zu meinem Erstaunen nur der Wirt und die Wirtin. Erst als alle Gäste eingetroffen waren, erschienen, unter Vorantritt eines Adjutanten, Lord Lamington und Frau. Man bildete einen Kreis, alles verbeugte sich tief, es folgten Vorstellungen, usf., wie bei Hofe. Man kann dies feierliche Zeremoniell nur verstehen, wenn man bedenkt, daß der Gouverneur von Bombay einer der höchsten Vertreter der königlichen Würde in Indien ist. Dem Vizekönig und den Gouverneuren von Bombay und Madras erweisen nicht nur die eingeborenen Inder, sondern auch die dort lebenden Engländer königliche Ehren. Bei diesem Feste Lord Lamingtons waren außer einem hochgestellten Parsen und seiner Gattin nur Europäer zugegen.

Bei Tisch ging es dann nicht mehr so steif zu. Mein Tischnachbar war, außer meiner Tischdame, der Private Secretary des Gouverneurs. Nachdem die Tafel aufgehoben, hatte ich Gelegenheit, mit verschiedenen, interessanten Persönlichkeiten zu sprechen. Lady Lamington lud mich zu einem Empfange und zum Ball ein, doch mußte ich absagen, da ich am nächsten Tage abzureisen beabsichtigte.

Der ganze Hofhalt im Government-House ist höchst vornehm. Die Lakaien sind in Rot und Gold ausgezeichnet gekleidet. Auch die Uniformen der am Government-House stationierten Eskorten-Eskadron, welche den Gouverneur bei seinen Fahrten in der Regel begleitet, sind von einer Eleganz, wie man sie bei unserem Militär nicht kennt. Die eingeborenen Mannschaften der Eskorte sehen sehr gut aus und sind auch vorzüglich beritten.

Zum Frühstück am 1. Februar war ich bei Konsul Hopmann eingeladen. Er gab mir sehr guten Rheinwein zu trinken, was ich sehr zu schätzen wußte. Es herrscht hier zurzeit eine für hiesige Verhältnisse sibirische Kälte, des Nachts zeigt das Thermometer nur 10 Grad Réaumur. Ich machte heute viele Besorgungen und kaufte mir unter anderem Bücher und Karten für meine bevorstehende Expedition in Kaschmir.

Am Abend verließ ich das Taj Mahal Hotel, angeblich das beste in Indien, und gab mir Mühe, mich und mein unzähliges Gepäck, ohne zu sehr übervorteilt zu werden, und ohne Verluste zur Bahn befördern zu lassen. Dies gelang auch, doch unter großen Schwierigkeiten. In Indien ohne Diener zu reisen, welcher die Massen von Kulis, die an den Bahnhöfen auf den europäischen Reisenden, vor allem, wenn dieser der Landessprache und der Schimpfwörter nicht mächtig ist, einstürzen und

das Gepäck in alle Winde auseinandertragen, handgreiflich in ihre Schranken zurückzuweisen versteht, erfordert gute Nerven. Ich verzichtete bisher auf einen Diener, da die guten und zuverlässigen sehr rar sind und ich deshalb den boy eines Freundes, welcher im vergangenen Jahre in Indien reiste, schon von Europa aus, engagiert hatte. Dieser kommt aber von der Grenze Afghanistans und soll daher erst in Nordindien zu mir stoßen.

In dem Momente, als der Zug von Victoria-Station abgehen sollte, erschien ein Inder an dem Fenster meines Coupés und überreichte mir ein Stück Papier, das einer Hotelrechnung ähnlich sah. Die Summe der Addition, die darauf gemacht war, wollte mich der Mann veranlassen, an ihn zu zahlen. Er gab mir in gebrochenem Englisch zu verstehen, daß man im Hotel vergessen habe, einige Kleinigkeiten mit auf Rechnung zu setzen und ihn noch schnell deswegen zur Bahn mir nachgeschickt habe. Er hatte auch noch einen zweiten Mann mitgebracht, der durch Kopfnicken die Wahrheit seiner Worte zu bestätigen schien. Mir war die Sache aber verdächtig und ich zahlte nicht. Später erfuhr ich, daß das beschriebene Manöver einer der vielen Tricks ist, mit denen man, oft mit Erfolg, die unglücklichen europäischen Neulinge begaunert.

---

## II.

## Reise nach Idar Ahmednagar, Aufenthalt beim Maharaja Sir Pertab Singh und „pig sticking“.

Am 2. Februar morgens besichtigte ich im Fluge, während eines mehrstündigen Aufenthaltes, die alte, schöne Stadt Ahmedabad. Von Bombay nördlich reisend, sieht man in ihr die erste aus der Reihe der einst gewaltigen Residenzen mohammedanischer Moguls, die noch jetzt die Mittelpunkte Nordindiens bilden. Die Stadt weist Hunderte von Moscheen und Tempeln auf. Ein großer Teil der Bevölkerung gehört der buddhistischen Sekte der Jainas an. Diese Sekte bildet, von der buddhistischen Bevölkerung einzelner Teile des Himalaja abgesehen, den einzigen Überrest der Buddhisten in Vorderindien. Die rechtgläubigen Anhänger Buddhas sind nach Ceylon und Hinterindien verdrängt.

Auf den Straßen Ahmedabads saßen, in Tücher eingehüllt, die vor Frost klappernden Inder und wärmten sich an Kohlenbecken. Es ist in hiesiger Gegend seit Menschengedenken nicht so kalt gewesen, wie jetzt. Des Nachts friert es. Ich habe meinen Mantel auskramen müssen, an dünne Anzüge ist nicht zu denken.

Mittags kam ich nach kurzer Bahnfahrt in Idar Ahmednagar, dem jetzigen Wohnsitze des Maharaja von Idar an. Dieser, Sir Pertab Singh, lebte bis vor zwei Jahren in Jodpur bei seinem minderjährigen Maharaja-Neffen. Ich hatte ihm dorthin geschrieben unter Sendung eines Empfehlungsbriefes. Er telegraphierte mir jedoch von Ahmednagar aus, ich sei dort willkommen. Hier ist er inzwischen durch Erbschaft Maharaja geworden. Die Residenz, der Endpunkt einer Zweigbahn, liegt außerhalb der großen Verkehrslinien, in hübscher, welliger Gegend. Auf dem Bahnhofe empfing mich der Private Secretary des Maharaja und teilte mir mit, daß ein Wagen und ein Reitpferd bereit ständen, um mich, je nach meinem Belieben, zu dem Palast zu bringen. Ich wählte das Reittier. Der Private Secretary begleitete mich, ebenfalls zu Pferde. Schon nach 10 Minuten ritten wir den felsigen Bergkegel, auf dem der Palast steht, hinauf. Pertab Singh kam mir vor der Türe entgegen und begrüßte mich sehr liebenswürdig, soweit es ihm in seinem sehr gebrochenen

Englisch möglich ist. Das Äußere des Maharaja selbst und die mir im Palaste angewiesenen Räume enttäuschten mich zunächst etwas, da sie in ihrer Ausstattung einen sehr europäischen Anstrich haben. Pertab Singh ist in ganz Indien bekannt als großer Reformator nach europäischem Muster. Er verkehrt viel mit Europäern, wohl mit dem politischen Hintergedanken, daß eine große Umwandlung des indischen Volkes durch die Annahme europäischer Zivilisation notwendig ist, um Indien wieder groß und vielleicht einstens einmal wieder selbstständig zu machen. Pertab Singh ist 60 Jahre alt, sieht aber viel jünger aus und ist fabelhaft rüstig. Er lebt nicht luxuriös, wie die meisten indischen Fürsten und ist den ganzen Tag über in Tätigkeit. Seine Ideen führt er höchst energisch durch. Morgens früh um 8 Uhr müssen sein Adoptivsohn, sein Großenkel, seine wegen Abstammungsfehlers nicht erbberechtigten kleinen Söhne, deren Lehrer, sein Minister, der Leibarzt, die Offiziere, kurz sein ganzer Hofstaat, soweit er mit ihm im Palaste lebt, auf der von ihm angelegten Rennbahn erscheinen und nacheinander, unter seinen Augen, die 50 bis 60 Pferde seiner Hoheit galoppieren. Der Maharaja steht selbst in der Mitte des Platzes und erteilt, oft aus vollem Halse schreiend, seine Instruktionen. Mir führte er diesen ganzen Betrieb stolz als seine Schöpfung vor und erklärte mir, daß er so seine Beamten davor bewahre, faul und dick zu werden. Zwischen alledem hetzten unzählige Hunde einen zahmen Keiler, der zwischen den Pferden herumlaufen soll, um diese an seinen Anblick, zum Zwecke des „pig sticking“, zu gewöhnen und machten, in Eifer geratend, diesem fast den Garaus. Dutzende von Leuten liefen zur Rettung des klagenden Tieres herbei. Dies alles wirkte derartig, daß ich die Gelegenheit der Schweineaffäre benutzte, um in ein lange unterdrücktes Gelächter auszubrechen. Zwei



Maharaja Sir Pertab Singh.

vierjährige Jungens, Söhne des Maharaja, galoppierten auch mit. Die Kostüme aller sind äußerst komisch, halb englisch, halb indisch. Nachdem auch Pertab Singh selbst auf einem englischen Vollblüter mehrere Male um die 1400 m lange Bahn gejagt ist, bekommen die Pferde im Freien ihren Hafer und laufen dann zu ihren Weideplätzen am Flusse zurück, um am nächsten Morgen pünktlich zum Reiten wieder zu erscheinen. Einen Stall kennen sie nicht.

Als Gast hatte ich zu bestimmen, was ich unternehmen wollte. Vom Private Secretary, einem sehr gebildeten, netten Hindu, wurde ich



Der Adoptivsohn (in der Mitte) und zwei Beamte des Maharaja.

stets gefragt, wann die nächste Mahlzeit stattfinden solle. Trotzdem ich ablehnte, hierin mitzureden, blieb er dabei, ich müsse befehlen, alles richte sich nach mir. Ich war bis auf den letzten Tag meines Besuches in Ahmednagar, an welchem ein englischer Offizier erschien, einziger Gast. Es sind noch wenige Fremde hier zu Besuch gewesen. Die Umgebung des Palastes ist noch im Bau. Pertab Singh hat diesen binnen der letzten zwei Jahre errichtet. Etwa 300 Arbeiter sind ständig am Bau tätig. Kettenklirrend ziehen die Gefangenen im Gänsemarsch vorbei, um zum Behauen der Steine verwendet zu werden, hinter ihnen ein Aufseher mit einer alten Flinte. Die riesigen Umfassungsmauern, wohl

500 m lang, sind bis auf die Tore und Bastionen annähernd fertig. Der Harem ist noch unvollendet und da er infolgedessen bisher keine Insassen hat, war es mir vergönnt, ihn zu sehen. Ist er erst bewohnt, so schließen sich die schweren, dreifachen Türen, dann von doppelten Posten bewacht, jedem fremden Einblick. Pertab Singh hat übrigens nur fünf Frauen gehabt, von denen drei noch leben, bis zur Vollendung des Baues bleiben sie in Jodpur. Im Hinblick auf den etwaigen größeren Bedarf des Sohnes und der Nachfolger ist indessen Raum für sehr viel mehr Frauen in dem neuerbauten Harem vorgesehen.



Zwei Söhne Pertab Singhs und ein Junge, der sein Photographiergesicht schneidet.

Die Etikette des Lebens im Palaste ist streng, vor allem bei der Mahlzeit. Am Mitteltische des Speiseraumes sitzt der Maharaja, ferner ich als sein Gast, der Adoptivsohn und der Private Secretary, an anderen kleinen Tischen rings herum diejenigen Offiziere und Beamten, welche, wie der Maharaja, zur Kriegerkaste gehören. Die einer anderen Kaste angehörigen Beamten, z. B. der Minister, Schatzmeister, Leibarzt, dürfen nicht in demselben Raume essen. Dieselben sind zum Teil Mitglieder der höchsten Kaste, derjenigen der Brahminen. Am Tisch des Maharajah wird Fleisch, sogar viel Fleisch, gegessen. Dies

bedeutet einen Bruch mit den Vorschriften der orthodoxen Hindureligion. Während des Essens spricht nur Pertab Singh und sein Gast, der Sohn und der Private Secretary nur, wenn sie gefragt werden. Die Unterhaltung war infolgedessen oft recht stockend. An den Nebentischen ist alles stumm und starrt uns an. Die ganze Gesellschaft ist halb europäisch, halb indisch gekleidet. Die Möbel und die Bilder an den Wänden sind im furchtbaren, bunten Geschmacke einer überladenen „guten Stube" gehalten. Alle Bilder im Eßsaale, ohne Ausnahme, sind solche seiner Hoheit selbst, in allen denkbaren Kostümen. Das europäische an und für sich gilt hier für schön, die schrecklichsten Gegenstände, echte Kirmesware, mußte ich mit ernster, sachverständiger Miene im Beisein Pertab Singhs bewundern. Das erschütterte Zwerchfell zu beruhigen, war manchmal nicht ganz leicht.

Am Tage nach der Ankunft arrangierte man für mich ein „pig sticking" (Jagd zu Pferde auf Keiler, mit der Lanze). Eine mit dichtem Buschwerk bedeckte, durch Felspartien unterbrochene Steppe wurde von herbeibeorderten Untertanen des Maharaja abgetrieben. Unter wildem Geschrei kletterten die Treiber über die felsigen Hügel hinüber und wanden sich durch die Dornenbüsche und das hohe Gras hindurch. Auf den höchsten Felsblöcken waren Beobachtungsposten aufgestellt. Die Teilnehmer an der Jagd, Pertab Singh, sein Stiefsohn, einige der Beamten und Offiziere und ich, postierten sich zu Pferde in einer Linie außerhalb des Dickichts auf übersichtlicherem Gelände. Die Sauen wechseln in der Regel, wenn sie rege gemacht sind, nach einer bestimmten Seite hin, auf der in einiger Entfernung felsige Berge gelegen sind. Diese dienen den Sauen als Schlupfwinkel. Da das Wild mit einem Zielpunkt, in gerader Richtung auf die Berge hin, flüchtig wird, ist das Gelände sehr günstig für die Jagd. Die Sauen kommen zum größten Teil nur des Nachts in die Ebene. Hier werden sie durch Futterplätze angekirrt. Heute waren wir zu spät gekommen, die Treiber machten gar keine Sauen rege und wir ritten ohne Jagd heim. Ich erlegte am Nachmittage an den kleinen Seen, die von Wasservögeln aller Sorten wimmeln, ein paar Bekassinen und Enten. Das größere Getier, wie Reiher, Kraniche usw. ist so zahm, daß man es nicht schießen mag.

Des Abends pflegt Pertab Singh, bei Sonnenuntergang, mit seinen Söhnen und Großen der Krone vor dem Palaste zu sitzen. Ein jeder hat seinen bestimmten Platz und der ganze Cercle schaut, wenn Pertab Singh nicht gerade jemanden fragt, stumm in das Land hinaus. Dasselbe liegt, durchzogen von den riesenhaften Trümmern einer alten Stadtumwallung, in wunderschöner Beleuchtung da. An einem der Abende wurde ein Fußballspiel inszeniert. Daran beteiligten sich sowohl der Maharaja selbst, als seine vierjährigen Söhne.



Mein erster beim pig sticking gestreckter Keiler. Zu Seite 13.



Gestreckter Steinbock. Zu Seite 97.

Am 4. Februar früh, $4^1/_2$ Uhr, ritten wir im Stockfinstern, den Speer in der Hand, zur Jagd aus. Ich ließ mein Pferd mit langen Zügeln hinter dem Schimmel Pertab Singhs herlaufen, welcher den Weg erstaunlich gut fand. Der Maharaja trug einen langen, weißen Mantel mit einem Muster von großen, roten Blumen, welche letzteren ich allerdings erst nach Tagwerden bewundern konnte. Dazu hatte er einen Kakhi-Tropenhelm gewählt. Unser Aufzug kam mir recht abenteuerlich vor. Bei Sonnenaufgang waren wir an Ort und Stelle und sichteten sogleich Sauen, die an einer Futterung gewesen waren. Man machte einen einzelnen dreijährigen Keiler aus, und die Jagd ging los. Man hatte mich instruiert, sofort in Rennpace loszugehen. Die Sache war aber nicht so einfach, wie ich sie mir gedacht hatte, da das Pferd, ein Australier, nicht etwa in gerader Linie vorwärts galoppierte, sondern sich mit großer Schnelligkeit nach rechts und links um die Dornenbüsche, die es anscheinend nicht liebte, herumwarf. Die Seitwärtsbewegungen waren manchmal so rapide, daß ich mehrfach fast das Gleichgewicht verlor. Die übrigen Beteiligten jagten mit. Zwei Offiziere suchten den Keiler von der Seite in die erwünschte Richtung zu drücken. Schnell kann ein Schwein nicht lange Zeit laufen und so hatten wir den Keiler bald erreicht. Er wurde langsamer, wußte aber so geschickt Haken zu schlagen, daß ich mehrfach fehl stach. Zuletzt faßte ich ihn aber doch mit dem Speer schräg von hinten in die Rippen. Der Keiler stoppte jetzt und versuchte, die Pferde anzunehmen. Diese wichen aber von selbst sehr geschickt aus. Pertab Singh traf den Keiler jetzt von der Seite aufs Blatt und ich fing ihn zu Fuße ab. Man muß viel Übung haben, um einen Keiler mit nur einem Stich vom Pferde aus überzurollen. Es kommt vor, daß er Pferd und Reiter über den Haufen wirft. Der Keiler gehört dem, der ihm zuerst einen „Blutigen" beibrachte, in diesem Falle also mir. Man hatte mir als Gast den Vorrang gelassen.

Nachdem ich mein Entzücken über den großartigen Sport ausgesprochen, ritten wir heimwärts. Plötzlich entdeckten wir am Ufer eines Sees einen wilden Keiler, welchen anscheinend die dort weidenden, halbwilden Schweine angezogen hatten und der dort ganz vertraut herumbummelte. Wir spannten uns sofort dahinter. Der Keiler schob sich nach kurzer Jagd in ein Schilfdickicht ein. Er wurde von Treibern wieder herausgejagt, und wir hatten dann noch einen großartigen Galopp über 2 bis 3 km durch ein sehr schwieriges, von steilen, kleinen Schluchten durchzogenes Gelände. Man mußte sich in dem weniger übersichtigen Terrain sehr heranhalten, um das Wild nicht zu verlieren. Ich war lange Zeit dicht am Keiler, auf offenen Stellen holte ich ihn stets ein, er schlug dann aber ebenso regelmäßig einen Haken oder rannte im Kreise herum, so daß das Pferd über ihn hinausschoß. Leider ritt ich ohne Sporen und

konnte so in den entscheidenden Momenten das Pferd nicht genügend vorwärts treiben. Man soll im Vorbeireiten von der Seite auf das Blatt stechen. Mein Tier war zum Schluß müde und es gelang mir auch diesmal nur, auf die Keule zu treffen. Wir machten dem sich stellenden Keiler dann zu dreien den Garaus. Diese zweite Jagd war noch interessanter und hübscher als die erste.

Das „pig sticking“ ist neben dem Polospiel der beliebteste Sport für die englischen Offiziere in Indien. Vorbedingung ist natürlich, daß Sauen vorhanden sind, und daß das Gelände nicht mit zu dichtem Dschungel bedeckt ist. Da diese Bedingungen häufig nicht zusammentreffen, ist auch die Gelegenheit zum pig sticking nicht überall zu finden. Die Jagden unterscheiden sich von unseren Reitjagden auf Sauen vornehmlich dadurch, daß man immer à vue, nie mit Hunden jagt. Ein jeder sucht so schnell wie möglich an den Keiler heranzukommen. Die Jagden sind naturgemäß meist erheblich kürzer, aber viel schneller wie die unsrigen. Der Erfolg für den Einzelnen ist sowohl von der Schnelligkeit und Wendigkeit des Pferdes, als von dem Geschick des Reiters im Führen der Lanze abhängig.

Zu den Seen, an welchem wir vorbeiritten, waren uns unsere Flinten entgegengebracht worden und wir schossen jetzt verschiedenes Flugwild. Ich erlegte sechs grouse, sechs Wachteln und fünf Bekassinen. Bei der Bekassinensuche im Schilf hatte ich das Glück, einen Sumpfluchs flüchtig werden zu sehen und zu erlegen. In Ermangelung eines vertrauenswürdigen Sachverständigen streifte ich ihn am Nachmittage selbst ab, was auch leidlich gut gelang.

So vergingen die wunderschönen vier Tage in Idar-Ahmednagar sehr schnell. Sir Pertab Singh ist wirklich in seiner Art ein großartiger Mann. Er ist einer der wenigen indischen Fürsten, mit denen der englische Gentleman intimer verkehrt. Die meisten anderen, „orthodoxen“ Maharajas essen mit keinem Europäer an demselben Tische. Wenn sie europäische Gäste haben, so speisen diese für sich. Pertab Singh sowohl, wie die Mehrzahl seiner Beamten, sind liberal gesinnt und gehören der religiösen Richtung der Aryans an. Ich unterhielt mich über diese, neuerdings anscheinend sich verbreitende, Religionsrichtung eingehend mit dem Private Secretary.

Wie bekannt ist der Brahmaismus von dem Glauben an einen Gott im Laufe der Jahrtausende, wenigstens für die Masse des niederen Volkes, durch das Festlegen von Dogmen und durch die Zutaten der Brahminenpriester, zu einem Glauben an viele Götter, welche ursprünglich nur symbolische Figuren und Engel oder Heilige waren, geworden. Aus Selbstsucht, um ihre beherrschende Stellung nicht zu verlieren, halten die Brahminen das Volk möglichst dumm und erziehen

es zum Aberglauben. Diesen Einfluß der Brahminen wollen die Aryans brechen und das Volk zu dem ursprünglichen Glauben, wie er zur Zeit der Größe Indiens, vor drei bis vier Jahrtausenden, durch die Vedas (heilige Schriften) gelehrt wurde, zurückführen. Ich warf ein, daß Buddah diese Aufgabe doch schon zum Teil gelöst habe, indem er viele abergläubische Lehren beseitigte, die Religion sehr vereinfachte und der Vernunft und dem Nachdenken jedes Einzelnen einen großen Spielraum verschaffte. Der Private Secretary gab dies zu, sagte aber, daß den Aryans der Buddhismus nicht weit genug gehe, dann aber vor



Erlegter Sumpfluchs.

allem — und hierin zeigt sich der teilweise politische Hintergrund der Frage — sei ihnen der Buddhismus zu pessimistisch und fatalistisch. Der Buddhismus erziehe zu sehr zur Gleichgültigkeit, die Leute würden durch diese philosophische Religion für das Leben unpraktisch und seien daher politisch nicht zu gebrauchen. Daß der Buddhismus in Vorderindien im Laufe der Zeit wieder fast ganz unterdrückt ist, ist in der Tat wohl diesem Umstande in erster Linie zuzuschreiben. Die rein buddhistischen Völker, wie z. B. die Burmesen in Hinterindien, sind in vielen Beziehungen bewundernswerte, zufriedene, ja meist sehr glückliche Leute, jedoch hat die Religion sie zu unkriegerisch, unpolitisch

und unpraktisch gemacht, um ihnen zu ermöglichen, den Kampf ums Dasein gegen rücksichtslosere und besser organisierte Gegner mit Erfolg aufzunehmen. Die leichte Eroberung Burmas durch wenige englische Truppen ist hierfür charakteristisch. In Vorderindien hat die Macht der, alle Kräfte für ihre Oberherrschaft einsetzenden, Brahminen den reformatorisch wirkenden Buddhismus wieder überwältigt. Ob die Aryans mehr Glück gegen die von der Trägheit und dem Stumpfsinn der Masse gestützten Brahminen haben werden, kann nur die Zeit lehren. Wenn die politisch liberalen Aryans erhoffen, daß das Volk einmal wieder aufnahmefähiger und daher praktischer und zivilisierter werden wird, und wenn sie an ein dann vielleicht erfolgendes Abschütteln des englischen Joches denken, so sind sie sich auch wieder klar darüber, daß voraussichtlich zum mindesten ein bis zwei Jahrhunderte darüber vergehen werden. An ein früheres Erlangen der Selbständigkeit denken sie nur in dem Falle, daß England in Europa Niederlagen erleidet. Die gebildeten Inder ahnen, daß England wahrscheinlich den Höhepunkt seiner Macht erreicht hat, als „kommende" Nationen sehen sie Deutschland und Amerika an und blicken neuerdings hoffend auf Japan, als Erlöser des Ostens.

Das Kastenwesen, für dessen Erhaltung die Brahminen kämpfen, da es ihnen die erste Stellung sichert, trägt vornehmlich, neben den Dogmen der Religion, die Schuld an dem geringen Vorwärtsstreben des einzelnen Mannes. Die Aryans wollen nun durch die Beseitigung der strengen Gesetze der Kasten die Möglichkeit schaffen, daß der einzelne sich selbst durch Tüchtigkeit emporarbeiten kann, nicht gezwungen ist, den Beruf seines Vaters wieder zu ergreifen. Die Mehrzahl der Aryans selbst sind gebildete Hindus, die mit den alten Traditionen ihrer Kaste teilweise gebrochen haben. Die Erforschung und Wiederbelebung der alten Veda ist durch ihre Gelehrten aufgenommen.

Im allgemeinen ist man unter den Europäern darüber einig, daß der Hindu sehr gut und schnell wissenschaftlich lernt. Er versteht es jedoch fürs erste nicht in dem Maße wie der Europäer, das Gelernte praktisch anzuwenden, und es fehlt ihm an Organisationstalent. Das Volk wird vorläufig noch das beherrschte bleiben, es ist durch die Religion und das Kastenwesen, sowie durch die Verschiedenartigkeit der Volksstämme sehr leicht zu regieren. Trotzdem aber ist es erstaunlich, wie die Engländer dies, den 300 Millionen Menschen gegenüber, durch einige Hundert Beamte, fertig bringen. Der Hauptkummer der gebildeten, freiheitlich denkenden Hindus ist, daß sie, auch nach langer Dienstzeit als Beamte, nur in niedrigere, wenig selbständige Stellungen hineingelassen werden. Betreffs dieser Frage gibt es unter den Engländern zwei Parteien. Die einen glauben, ihr bisheriges, liberales

Regiment, das die europäische Bildung der Inder nach Möglichkeit fördert, aufrecht erhalten zu können und so durch Bildung, Selbständigkeit und daher wirksamere Mitarbeit der Hindus, ihre blühende Kolonie noch mehr zu fördern. Die anderen halten die Gefahr, daß ihre Herrschaft dann aufhört, für zu groß und sind für wenigstens passive Repressalien gegen die Strebsamkeit der Hindus. Dieser Ansicht ist anscheinend auch Lord Curzon, der Vizekönig. Sein Regiment wird daher von den gebildeten Hindus als bedrückend angesehen und ist unbeliebt. In Religionsfragen bleibt die Regierung stets tolerant, das Gegenteil würde zu sehr gegen die englischen Prinzipien verstoßen.

Nach gerührtem Abschied vom guten, alten Pertab Singh verließ ich am 6. Februar früh sein gastliches Haus. In Ahmedabad fuhr der Zug nach Jeypur gerade in dem Momente ab, wie mein Zug von Idar-Ahmednagar eintraf. Ich versuchte dem eingeborenen Bahnhofsvorsteher grob zu werden, die genügend kräftigen englischen Ausdrücke schienen mir aber zu fehlen, denn mein Schimpfen imponierte wenig. Erst am nächsten Tage, mittags, traf ich in Jeypur, meinem nächsten Zielpunkte, ein.

---

## III.

# Jeypur. Antilopenjagd bei Agra.

Jeypur, die bedeutendste Stadt von Rajputana, ist die Residenz des Maharaja von Jeypur, eines der reichsten indischen Fürsten. Da die Stadt neu erbaut ist, ist die Architektur zwar weniger interessant, wie die der meisten anderen nordindischen Städte, durch die großartige Anlage aber, die breiten langen Straßen und die vielen prunkenden Gebäude ist Jeypur dennoch eine schöne Residenz. In der Mitte liegt der Palast des Maharaja. Die Stadt umgibt eine hohe Mauer, innerhalb derselben wohnt nicht ein einziger Europäer. Die sieben Tore werden an jedem Abend, 9 Uhr, geschlossen und kein Eingeborner wird dann noch ein- oder ausgelassen. Außerhalb der Mauern leben etwa zwanzig bis dreißig Europäer. Das auffallend schöne, alte Kriegergeschlecht der Rajputs hat noch einige Vorrechte behalten: die Männer dürfen Waffen tragen und wer es bezahlen kann, darf sich eigene Soldaten bis zu einer gewissen Anzahl halten. Da es hier viele reiche Bürger gibt, wird von diesem Rechte ausgiebiger Gebrauch gemacht. Durch die Eigenart der Rajputs, den großen Hofhalt des Maharaja und den Reichtum der Bürger kommt es wohl in erster Linie, daß das Leben in den Straßen Jeypurs das ursprünglichste, bunteste und interessanteste Bild bietet, das man in Indien sehen kann.

Man begegnet den buntgeschmückten Elefanten des Maharaja und der Privatleute. Hier sprengt ein Verwandter des Fürsten mit einer bunten, bewaffneten Eskorte im Galopp durch die Straße, dort reiten auswärtige Händler auf Kamelen einher. Junge, vornehme Leute zeigen sich auf wirklich schönen Araberpferden und Ponys, dazwischen fahren die mit einer Art Baldachin überdeckten Ochsendroschken. Hier feiern Hunderte von Gästen ein Hochzeitsfest, indem sie auf der Straße, vor dem Hause des Bräutigams, einen Schmaus erhalten, dort bewegt sich ein Hochzeitszug durch die Straßen: Reiter, Elefanten, tanzende Mädchen, dann folgt die Volksmenge, zuletzt auf prächtigem Elefanten der Bräutigam, welcher sich zum Hause der Braut begibt. Das Ganze ist eskortiert von Privatsoldaten, die von ihren Besitzern, auf Ansuchen, an ärmere Leute für solche Zwecke verborgt werden. Schließlich sind

als Verkehrshindernis auf den Straßen die heiligen, frei umherlaufenden Kühe nicht zu vergessen, die es als Sport anzusehen scheinen, sich den Menschen in den Weg zu stellen. Etwas aufmerksamer sind die blaugrauen Tauben, die zu Tausenden, wie eine Wolke, vor den Füßen der Straßenpassanten auf- und nieder gehen.

Der Souverän ist in Indien in der Regel Besitzer des Grund und Bodens seines Landes. Daher stammt auch der Reichtum des Maharaja von Jeypur. Jeder Landbebauer seines 2½ Millionen zählenden Volkes muß die Hälfte seiner Ernte in natura oder in Geld an ihn abliefern. Der Palast, Pferde- und Elefantenställe sind äußerst prunkend. Der Maharaja besitzt etwa 80 Elefanten und 300 Pferde. Letztere sind zum Teil wunderschöne Tiere, sie gehen aufgezäumt und geschmückt, wie bei uns im Zirkus. Seine Hoheit selbst sind nach alt-indischem Muster recht dick und faul. Der Harem beherbergt mehrere Hundert Frauen.

Ich sah am Abend eine kleine Privatvorstellung eines Teiles der Tänzerinnen (Bajaderen) des Maharaja. Es entspricht wohl nicht den Intentionen des Fürsten, wenn der Balettmeister ein solches Tänzchen für Fremde inszeniert, aber dieser scheint ein guter Freund des Hindu-Managers meines Hotels zu sein und so machen sich die Herren zusammen eine nette Nebeneinnahme. Ein ganzes Haus in der Stadt wurde ausgemietet — die Bewohner lassen sich gerne für ein paar Groschen auf die Straße setzen — und zu einem primitiven Theater hergerichtet. Die Tänze sind nicht gerade sehr unserem Geschmack angemessen, meist sehr ruhig und abgemessen, unter Begleitung einer halb wilden, halb schwermütigen Musik, welche einige männliche Wesen auf mir bisher unbekannten Klimper- und Trommelkasten vollführen. Die Tänzerinnen sind recht graziös, sehr jung, aber für einen Europäergeschmack nicht sehr anziehend. Einzelne Schöne sind behangen mit wertvollem Schmuck, Geschenken des Maharaja. Die Kostüme sind sehr prunkvoll. Nach Schluß der Vorstellung mußte ich mit meinem Hotel-Manager zusammen, zu Fuß bis zu einem Tore der Stadt gehen. Der Wagen wartete außerhalb. Wenn, was alle Jubeljahre einmal vorkommt, ein Europäer bis nach 9 Uhr in der ummauerten Stadt bleibt, so läßt die Torwache ihn natürlich auch dann noch hinaus. Es war ein eigenes Gefühl, vermutlich der einzige Weiße in der Stadt von 123 000 Einwohnern zu sein. Man ist als Europäer ja gänzlich sicher hier zu Lande, ein Angriff auf einen solchen kommt so gut wie nie vor, man wird vielmehr nur als höheres Wesen angestaunt, aber trotzdem trug ich für alle Fälle eine Waffe im Gewande. Ich stieg unbehelligt mit meinem Hindu durch eine kleine Nebenpforte des Tores hinaus und befand mich bald im Hotel.

Tags darauf besichtigte ich die alte, hochgelegene Ruinenstadt Amber in der Nähe von Jeypur. Die meisten Besucher lassen sich von der Stelle an, wo der Weg für Wagen zu steil wird, von Elefanten hinauftragen. Ich verzichtete hierauf zugunsten meiner in den letzten Tagen verhältnismäßig wenig in Aktion getretenen Beine. Die alte Stadt liegt in einem kleinen, aber wunderschönen, felsigen Bergkessel, um denselben, auf den Höhen entlang, zieht sich eine Art „chinesischer Mauer". Der herrliche, inmitten der Ruinen gelegene Palast ist noch gut erhalten. Man erkennt auf jeden Blick die alte Pracht, die hier geherrscht hat: Halb verfallene Prunkräume, Hallen von weißem, eingelegtem Marmor, flache Dächer mit diskretem Garten und Wasserbassins. Von den Zinnen des Palastes blickt man in das Tal, auf den



Ankunft Reisender am Palast Amber.

an den Palast grenzenden See und die zum größten Teil in Trümmern liegende Stadt. Einige wenige Menschen wohnen noch in den Überresten, in großen Mengen jagen sich aber die Affen über die alten Mauern und amüsieren sich in den Säulengängen und Pavillons der Gärten. Außer ihnen soll die Cobra in großer Zahl unter den Trümmern hausen. Auf Befehl eines Maharaja wurde diese schöne alte Stadt von den Einwohnern verlassen, angeblich, weil es an gutem Wasser mangelte, und Jeypur wurde anstatt dessen erbaut.

In Amber und Jeypur erhielt ich zum ersten Male eine Vorstellung von der märchenhaften Pracht Indiens. Die größten Gegensätze wohnen hier dicht nebeneinander: man fährt tagelang durch eine Gegend, die mehr an eine Wüste, als an ein reiches Land erinnert. Dann aber

zeigt sich dem erstaunten Auge wieder ein Ausblick auf die Größe der Reichtümer, die einst die Könige und Fürsten in ihrer Hand vereinigten, und in geringerem Maße zum Teil noch jetzt vereinigen. Das Land war zum größten Teil stets arm, aber die Masse der armen Einwohner bringt doch einen reichen Maharaja zustande.

In Jeypur traf mein Diener, in Indien „bearer“ genannt, glücklich bei mir ein. Er heißt Abdullah Khan, ist etwa 50 Jahre alt, Mohammedaner und sieht sehr vertrauenerweckend aus. Abdullah ist Diener



In der Ruinenstadt.

und Koch in einer Person. Er brachte einen Neffen, Nuralum Kahn, 25 Jahre alt, mit sich und schlug mir vor, diesen als zweiten Diener zu nehmen. Da Abdullah die brillantesten Zeugnisse von seinen früheren Herren hat und er mir für die Güte seines Neffen bürgte, nahm ich auch diesen. Die Rollen wurden folgendermaßen verteilt: Khan der Ältere kocht, bedient und ist für meine Sachen verantwortlich, Khan der Jüngere hilft beim Reinigen der Kleidungsstücke, putzt Gewehre, und geht eventuell als Büchsenspanner mit auf die Jagd. Ersterer erhält 30 Rupies (42 Mk.), letzterer 15 Rupies monatlich.

Mit diesen beiden Leuten reist es sich erheblich bequemer als bisher: Bei meiner Ankunft in Agra am 9. Februar abends im Dunkeln, wo eine Unzahl von Kulis über meine 13 Stücke Gepäck herfiel, war Abdullahs tatkräftige Hilfe unentbehrlich. Die beiden Khans fochten diesmal die heiße Schlacht für mich aus, während ich zu meiner Freude und Erheiterung im Hintertreffen verbleiben konnte.

Agra liegt auf englischem Gebiete, somit kann jeder Europäer hier in der Umgebung jagen, wo er will.

Ich fuhr am 10. nachmittags mit einem schikari (Jäger) und den Khans etwa 35 km über Land zur Jagd auf Schwarzbock-Antilopen.



Verlassener Palast von Fatehpur-Sikri.

Der schikari hatte mir versichert, es seien eine Menge starker Böcke in der Gegend, die er mir als Jagdrevier vorschlug. Ich interessierte ihn an der Expedition durch Versprechen einer Prämie für jeden wirklich guten Bock. Im Übrigen hatte ich wenig Ahnung, wohin wir fuhren, denn eine Verständigung mit dem schikari war sehr schwierig. Auf der Fahrt schoß ich von den unzähligen wilden Tauben, die am Wege saßen, einige für die Küche. Abends nach Dunkelwerden langten wir vor dem verheißenen „dak bungalow“ an. Die dak bungalows sind Rasthäuser für europäische Reisende, in denen man in der Regel Unterkunft, d. h. einen Raum mit Bettstelle und einigen Möbeln, aber keine Verpflegung erhält. Man zahlt dafür täglich 1 Rupie.

Ich war schon während des letzten Teiles der Fahrt im Mondscheine sehr erstaunt gewesen über die Großartigkeit der Umgebung. Wir fuhren einen Berg hinan, durch eine gewaltige, alte Stadtmauer. Am Wege, gegen den Horizont, sah man Burgruinen. Schließlich hielten wir an einem kolossalen Palaste. Das dak bungalow ist in einem Teile dieses alten, mohamedanischen Kaisersitzes, mit Namen „Fatehpur-Sikri“, eingerichtet. Der übrige Palast ist verlassen, aber noch gut erhalten. Da ich dies alles nicht geahnt hatte, war es mir natürlich höchst sonderbar, durch eine Säulenreihe, in eine aus mächtigen Sandsteinen



Schwarzbock-Antilope.

gebaute Halle einzutreten, und dementsprechende Schlafräume vorzufinden. Ich war der einzige Gast. An einem großen, runden Esstische in der Halle nahm ich bald mein von Abdullah gekochtes Mahl ein. Aus den Fenstern sah man beim hellen Mondschein weit in die Ebene. Es herrschte eine prachtvolle Ruhe, nur ab und zu hörte man das langgezogene Rufen der Bewohner des nahen Dorfes, die ihre Felder des Nachts gegen die Antilopen hüten. Dies war natürlich Musik für mein Ohr.

Am nächsten Morgen früh fuhr ich auf einem Ponykarren von meinem Schloß hinab. Schon nach einer Viertelstunde sahen wir ein

Rudel Antilopen, die des Morgens von den Feldern in das Dschungel — alles unbebaute Land, wenn es auch nur mit ein paar Büschen bestanden ist, wird so genannt — ziehen. Zwei Böcke kämpften gerade. Ich kroch, mit dem schikari hinter mir, von einem Busch gedeckt, heran; einige weibliche Stücke eräugten uns aber doch bald, und das Rudel wurde flüchtig. Auf 200 Schritte Entfernung verhoffte es jedoch noch einmal, und ich streckte den stärkeren Bock im Feuer. Wir sahen an demselben Morgen noch viele Rudel, doch keinen Bock, der mir zum Schießen gut genug erschien. Am Nachmittage schoß ich nach langer Pürsche noch einen mittelstarken Bock, auf dem Heimwege ein grouse und beim Aufstieg zum Palaste, in dem Gestein der Abhänge, einen Hasen. Die Hasen sind anscheinend kleiner und nicht so gut genährt, wie bei uns, ihre Färbung ist etwas gelber.

Am folgenden Tage jagten wir auf teilweise recht dicht bestandener Steppe. Die Antilopen stehen meist an den freieren Stellen und sind leicht mit dem Glase zu finden. Dem ersten Bock, der mir heute zu Schuß kam, gab ich zwei Kugeln. Er verschwand jedoch noch in einem sehr dichten Dschungel. Wir durchsuchten mit einigen Kulis die ganze Umgegend, aber nichts war zu finden. Ich sah während der Nachsuche nur zwei Schakale und ein Rudel Nilghai-Antilopen, letztere waren recht vertraut. Die Nilghais sind sehr eigenartige Tiere, haben den Kopf eines Rottieres und den Rumpf und auch die Größe eines Pferdes, nur ist die Kruppe stärker abfallend wie bei diesem. Der Schwanz ist derjenige einer Kuh. Nachdem mich die Tiere längere Zeit angeäugt hatten, wurden sie flüchtig. Es waren nur weibliche Stücke, ich schoß deshalb nicht. Das weibliche Wild hat nichts auf dem Kopfe, die Böcke nur ein sehr geringes Gehörn. Zum Suchen des schwerkranken blackbuck ließ ich zwei Kulis zurück, unter Geldversprechung für den Fall, daß sie ihn fänden. Etwa binnen drei Stunden erlegte ich dann drei recht gute Böcke. Ich pürschte sie zu Fuß an. Es war prachtvolles, in der Mittagszeit heißes Wetter, das ich nach der eisigen Kälte der Nächte sehr genoß. Zum Schluß ging es wieder zu dem verlorenen Bock. Die Kulis hatten nichts gefunden. Wir suchten nun noch einmal gründlich der nur sehr schwierig zu findenden Schweißfährte nach. Ich entdeckte plötzlich, halb im Dickicht versteckt, einen alten Brunnen, an dem wir vorher vorbeigegangen waren und als ich in ihn hineinsah, gewahrte ich den Bock in der Mitte des etwa 10 Meter tief gelegenen Wasserspiegels liegend. Er war verendend dort hineingetaumelt. Dem schikari und den Kulis verursachte das Herausziehen des Bockes mit einer Seilschlinge großen Spaß. Abends, auf der Rückfahrt, sah ich noch einen kapitalen Bock. Ich schoß auf etwa 150 Meter mit dem Fernglase. Der Bock zeichnete gut, ging flüchtig, in einer anderen Richtung

wie das Rudel, ab, verschwand dann aber in einem Dickicht, an das Kornfelder anstießen. Trotz langer Nachsuche am nächsten Tage haben wir den Bock nicht gefunden. Auch die Beobachtung der Geier führte nicht zum Ziele. Die Böcke sind fabelhaft zähe, ich mußte der Mehrzahl mehr wie eine Kugel geben. Am dritten Tage erlegte ich noch einen Bock, den Besten von allen. Im Durchschnitt sind die Gehörne der von mir geschossenen Böcke 50 cm lang. Den letzten Bock, auf den ich eine Kugel los wurde, schoß ich glänzend vorbei.



Erlegter Bock. Vorne Abdullah und Nuralum Khan.

Die Strecke der drei Tage betrug: sieben Böcke. Wenn ich wollte, hätte ich wohl die doppelte Anzahl schießen können, ich bemühte mich jedoch, nur die stärksten auszusuchen. Das Wildbret verschenkte ich zum größten Teil in das Dorf von Fatehpur-Sikri. Es gibt hier eine Unmenge Wild, und dadurch, daß viele Felder zwischen dem Dschungel liegen, in denen dauernd Menschen arbeiten, ist es verhältnismäßig vertraut. Die leichteste Methode, auf Schußmaß an die Antilopen heranzukommen, ist die, mit allen Kulis, die man bei sich hat, im Gänsemarsch, ohne zu viele Seitenblicke, an ihnen vorbeizuziehen. Die Leute gehen auf diese Art tagtäglich auf den Fußpfaden zu Felde. Die verdächtige

Gestalt des Europäers muß möglichst nicht am Anfange der Reihe gehen. Man kommt auf diese Weise meist auf etwa 150 Schritt Entfernung an das Wild heran. Wenn man stehen bleibt oder sich hinwirft, um zu schießen, wird das Rudel in der Regel flüchtig, verhofft aber fast unfehlbar schon nach kurzer Zeit, so daß man immer noch auf 200 Schritte eine Kugel anbringen kann. Zum regelrechten Anpürschen muß man schon gute Deckung haben, denn wenn die blackbucks das Anschleichen bemerken, wissen sie sofort, was los ist und sind schnell über alle Berge.

Am 13. abends, nachdem ich mir nach der Pürsche noch einige Wachteln, die dauernd vor uns aufgingen, als Braten geschossen hatte, fuhr ich mit meinen Leuten nach Agra zurück. Dort zog ich nicht in ein Hotel, sondern in das dak bungalow. Es lebt sich hier, da mich Abdullah vorzüglich verpflegt, viel angenehmer, außerdem auch erheblich billiger, wie im Hotel. Der einzige Nachteil des dak bungalows ist der, daß ein jeder nur auf 24 Stunden währende Unterkunft Berechtigung hat, nach dieser Zeit muß er, falls notwendig, für einen Neuankömmling, zu jeder Tages- und Nachtzeit Platz machen. Da bei meiner Ankunft alle vorhandenen Räume besetzt waren, mußte ich um 8 Uhr abends noch einen mir sehr unsympathischen, betrunkenen Engländer an die Luft setzen, was keine Kleinigkeit war. Er wollte durchaus mein Anrecht an seinen Raum nicht anerkennen, bis ich ihm ein Ultimatum stellte, wonach ich nach Ablauf einer halben Stunde seine Siebensachen durch meine beiden Khans heraustragen lassen würde. Erst als diese zur Ausführung dieser meiner Order schritten, verließ der unangenehme Gast unter Protest das Lokal. Der Umzug für ihn war übrigens gar nicht so schlimm, da ein Hotel hundert Schritte entfernt liegt.

---

## IV.

## Der Taj Mahal bei Agra. Krokodil- und Gazellenjagd. Reise nach Delhi und Attock am Indus.

Tags darauf besichtigte ich Agra. Das Wetter war kalt und regnerisch. Die Stadt selbst hat mich sehr enttäuscht, sie ist nicht annähernd so interessant und hübsch wie Jeypur. Auch die alten Prachtbauten der mohamedanischen Moguls im „Fort" machten auf mich nicht den Eindruck, wie ich erwartet habe. Doch für alles entschädigt der etwas außerhalb am Jumnafluß gelegene Taj Mahal, das vom Kaiser Sha Jehan seiner Lieblingsgattin errichtete Mausoleum. Als ich an dem Eingangstor desselben, das ein mächtiges Gebäude für sich bildet, anlangte, kam die Sonne heraus und nachdem ich erwartungsvoll eine in dem Torgebäude gelegene Treppe hinaufgeeilt war, lag das blendend weiße Marmorgebäude des Taj Mahal mit seiner prachtvollen Umgebung vor mir. Der Taj ist vielleicht das größte architektonische Kunstwerk der Erde. Wie in der Regel die einfache Durchführung eines einheitlichen künstlerischen Gedankens die Größe des Kunstwerkes ausmacht, so ist auch der Anblick des Taj so erhebend durch eben diesen zugrunde liegenden Gedanken. Tritt man in die weitere Umgebung des Mausoleums ein, so bemerkt man unwillkürlich sogleich, wie die den Mittelpunkt umgebenden Gebäude und die Anlage des Gartens, der von diesen eingeschlossen wird, auf das Hauptgebäude, das eigentliche Grabdenkmal, gleichsam hinweisen. Aus dem Rahmen der chorförmig überwölbten, mächtigen Balkone des Torgebäudes und aus den Eingangsbogen der zu beiden Seiten liegenden Moscheen hinaus, erblickt man stets das blendende, weiße Mittelgebäude mit seiner gewaltigen Kuppel. Die Nebengebäude, obgleich prachtvoll, in rotem, mit Marmor eingelegtem Sandstein aufgeführt, reichen doch nicht annähernd an den Glanz des Mittelgebäudes heran und erhöhen dadurch dessen Eindruck. Der Anblick der alles überragenden Kuppel, die von selbst immer wieder den Blick auf sich zieht, läßt schon erraten, daß unter dieser der ideelle Mittelpunkt des Ganzen liegen muß, und tritt man dann über die Schwelle des Marmorbaues und durchschreitet die ins Innerste führenden Tore, so sieht man den kleinen Sarkophag, in

dem Sha Jehans Gattin liegt, unter der Mitte der Kuppel vor sich stehen. Das diesen Mittelpunkt umgebende Gebäude ist so eingerichtet, daß das blendende Licht der indischen Sonne nur stark abgedämpft in den innersten Raum dringt. Es fällt zuerst durch marmornes Gitterwerk in die äußeren Hallen und die verbindenden Gänge. Von diesen aus dringt es durch kunstvoll mit Marmor vergitterte Fenster nach innen. Den Sarkophag selbst umgibt noch einmal ein mit wertvollen Steinen eingelegter Marmorschirm. Spricht man, am Sarkophage stehend, ein Wort, so hallt es wie ein langgezogener Orgelton zuerst durch den Kuppelraum, dann durch die äußeren Hallen und Gänge.



Blick vom Fort in Agra auf den Taj Mahal.

So ist alles, Gebäude und Umgebung, abgestimmt auf den Mittelpunkt. Der Gedanke des Künstlers, daß diese Königin ein Kleinod gewesen ist, das auch als ein solches in seiner Umgebung ruhen soll, ist in dem gesamten Taj Mahal zum Ausdruck gebracht. Wer dieser Künstler gewesen ist, steht nicht fest, wahrscheinlich ein Franzose, der in Sha Jehans Diensten stand.

Die Schönheit des Taj in seiner Ausführung besteht in der großartigen Einfachheit, die überflüssige Ornamente verschmäht. Die einzige Dekoration der Flächen bildet eingelegter, schwarzer und roter Marmor. Nichts ist aufdringlich und stört die Ruhe. Die langen Linien der riesigen Plattform, auf der das Hauptgebäude steht, werden nicht ein-

mal durch Treppen unterbrochen. Diese sind so angelegt, daß man sie, vor dem Gebäude stehend, nicht sieht.

Sha Jehan hat geplant, auf der anderen Seite des Flusses ein ebensolches Gebäude aus schwarzem Marmor zur Aufnahme seiner Überreste zu errichten und die beiden Grabdenkmäler mit einer Brücke zu verbinden. Er ist jedoch vor der Ausführung dieses Planes gestorben. Sein Sarkophag steht nun neben dem seiner Gattin im Taj Mahal.

Am 15. Februar fuhr ich mit meinem schikari und Nuralum im Wagen hinaus zu einem 10 englische Meilen von Agra entfernten, kleineren Flusse, um Krokodile zu schießen. Der Fluß, etwa 80 Meter breit, hat im allgemeinen hohe, steile Ufer, doch war der Wasserstand so niedrig, daß trotzdem flache, sandige Uferstrecken und Sandbänke vorhanden waren. Auf diesen pflegen sich die Krokodile zu sonnen. Wir setzten in einem Fährboot über den Fluß und pürschten am Ufer entlang. Ich schoß zuerst auf eine rotbraune Gans, die ich leider ständerte. Dann sahen wir bald ein riesiges Krokodil am entgegengesetzten Ufer regungslos daliegen. Es war ein langschnauziges, ein „Ghayal". Da die Entfernung mir für einen Kopfschuß zu weit war, begab ich mich zunächst durch seichtes Wasser auf eine Sandbank und schoß von da aus mit dem Fernglase auf den Hinterkopf. Ich sah, daß der Schuß gut saß. Leider lag das Krokodil aber parallel dem Wasser, einen Schritt vom Ufer entfernt. Trotzdem es gänzlich gelähmt war, wälzte es sich zur Seite und fiel in den Fluß. Es lag zunächst verendet am Ufer, mit der Rückenlinie aus dem Wasser hinausragend. Leider hatten wir jedoch nicht sogleich ein Boot zur Stelle, da der schikari behauptete, die Krokodile zeigten sich nicht, wenn sie ein solches erblickten, und so sank das Krokodil allmählich am Ufer hinunter und war auf Nimmerwiedersehen verschwunden, bevor das Boot herankam. Das zweite Krokodil, auf das ich schoß, bekam ich glücklich. Ich gab ihm zwei Kopfschüsse, die dicht nebeneinander saßen. Mit einem dritten Krokodil ging es mir ähnlich wie mit dem ersten, doch tröstete ich mich, da ich doch nur das Leder eines Krokodils hätte mitnehmen können. Von der Mühe, die es kostet, ein solches Riesentier abzustreifen, kann man sich kaum einen Begriff machen. Es war interessant, zu beobachten, wie die Gliedmaßen, vor allem der Schwanz des Tieres, beim Durchschneiden der Decke, noch drei Stunden, nachdem es verendet, zuckten und schlugen. Der Schwanz mußte beim Abstreifen von zwei Leuten festgehalten werden. Mich traf ein Schlag desselben, als ich zwei Schritte seitwärts stand, so an das Bein, daß es weh tat. Während dieser Arbeit zog ein Gewitter auf. Plötzlich lief der schikari unter den Zeichen der furchtbarsten Aufregung, nach einem, am Ufer gelegenen, alten Tempel hin fort und versuchte mich zu bewegen, mitzu-

kommen. Da ich den Grund des so plötzlichen Aufbruchs nicht einsah, blieb ich noch mit den anderen Leuten dort, der schikari allein lief, was er laufen konnte. Ich hielt ihn für verrückt geworden. Nach einigen Momenten jedoch fielen Hagelstücke von einer solchen Größe, daß auch auch wir schleunigst den Rückzug antreten mußten. Der schikari hatte also Recht gehabt. Er ist ein sehr komischer, kleiner Kerl, dessen Englisch sich auf die Worte: „This road", „nothing" und „sit down" beschränkt. Wenn er einen dauernd hiermit, während der aufregendsten Momente der Pürsche vor allem mit „sit down" traktiert, so fällt er natürlich etwas auf die Nerven.

Sobald der Hagel nachließ und ich zurückging, sah ich zu meinem Erstaunen den schikari bereits am Werke. Er hatte sich ganz heimlich fortgeschlichen und war dabei, Leichenraub zu betreiben, indem er den Magen des Krokodils durchsuchte. Ich kam gerade zurecht, mir selbst die dreizehn Armbänder, Ohrringe und Ringe, die sich in dem Magen vorfanden, anzueignen. Den Eigentümern kann ich die Schätze doch wohl nicht zurückerstatten. Der Schmuck hat indischen Frauen und Kindern angehört, das Material ist leider nur Kupfer, Blei und Eisen. Vermutlich sind die wenigsten von den früheren Besitzern der Schätze bei lebendigem Leibe ganz oder teilweise verschlungen worden, meist ist wohl von ihren Angehörigen bei der Leichenfeier Holz gespart worden und die halbverbrannten Reste sind vom Flusse den Krokodilen in den Rachen getrieben worden.

Dem Ungetüm wurde unter großer Kraftanstrengung das Genick abgedreht, dann wurde Kopf und Decke auf den Wagen geladen und es ging heimwärts.

Der folgende Tag war ein hoher mohammedanischer Festtag. Ich wohnte vor einer Moschee einem Gottesdienste bei, der im Beisein von Tausenden bunt geschmückter Leute abgehalten wurde. Am Schluß der Feier war großer Jubel. Alles umarmte sich und beschenkte die Bettler.

Abends fuhr ich bei Mondschein noch einmal zum Taj Mahal hinaus. Bei plätschernden Springbrunnen war der Aufenthalt dort im Garten herrlich. Zum Schluß entlud sich ein Gewitter. Der weiße Marmor des Taj hob sich prachtvoll beim Schein der Blitze gegen den schwarzen Himmel ab.

Am 17. früh begab ich mich per Bahn hinaus zur Station Saijan, südlich Agra, um auf Gazellen zu jagen. Leider war es am Morgen sehr neblig, erst gegen 11 Uhr wurde es heller. Das Gelände, in welchem die Gazellen, in kleinen Rudeln, stehen, ist hügelig und durchzogen von Schluchten. Das Wild ist daher nicht leicht zu finden. Die Gazellen sind zierliche Geschöpfe, hellbraun mit weißem Bauch und schwarzem,

immer wackelndem Wedel, sie äugen großartig und sind sehr scheu. Die guten Böcke haben ein etwa 30 cm langes Gehörn. Ich pürschte lange ohne Erfolg. Gegen Mittag aber schoß ich einen guten Bock auf über 200 Schritte Entfernung. Danach versuchte ich vergebens, an einen zweiten auf Schußmaß heranzukommen. Wenn das Wild erst einmal gemerkt hat, daß es angeschlichen wird, so paßt es erstaunlich gut auf. Die Pürsche ist sehr amüsant. Ich erlegte nur noch einen Schakal, der mich verstohlen aus einem Busche anäugte.

Nachdem ich am nächsten Tage das Einpacken meiner Jagdtrophäen überwacht und dann dem Cricketspiel englischer Offiziere zugesehen hatte, reiste ich ab nach Delhi.



Gazellenbock.

Der einstige Reichtum der alten Kaiserstadt Delhi ist heutzutage kaum noch erkennbar. Die Reste des im „Fort" gelegenen, alten Palastes und die „Perlmoschee" sind zwar noch herrliche Zeugen mohammedanischer Kunst, doch auch sie sind Bruchstücke vergangener Pracht. Der Glanz ist zum größten Teil herunter. Die alten, unermeßlich wertvollen Teile, silberne Türen, Goldplattierungen der Kuppeln, die in die Mauern eingelegten Edelsteine, sind im Laufe der Zeit von Eroberern davongetragen oder im Aufstande gestohlen. Ein großer Teil des Palastes ist ganz verschwunden, um Kasernen der englischen Truppen Platz zu machen. In und im Umkreise der jetzigen Stadt nehmen, neben den Überresten aus vergangener Zeit, die Stellen, welche durch den Aufstand von 1857 berühmt geworden sind, das Hauptinteresse in Anspruch. Das Leben in den Straßen bringt nicht viel neues, die Häuser sind sehr gleichmäßig gebaut. In Delhi, wie in Agra fehlt heut-

zutage der prunkende Hof eines indischen Fürsten und die englischen Militärstationen sind nicht groß genug, um hierfür durch elegantes, europäisches Leben Ersatz zu bieten. Von den Türmen der Jumna-Moschee aus gesehen, bietet indessen die Riesenstadt Delhi auch jetzt noch ein prachtvolles Bild.

Der Wissenschaft halber besuchte ich ein nur für Europäer und Rajahs geöffnetes, türkisches Bad. Die übliche Massage besteht hier darin, daß zwei Inder sich buchstäblich auf ihr Opfer knien, mit den Füßen auf demselben herumtrampeln und ihm mit der Faust in das Kreuz schlagen. Ich glaubte während der Prügelei einmal, mein letztes Stündlein sei gekommen, trotzdem aber trug die Prozedur im allgemeinen sehr zu meiner Unterhaltung bei.

Von Delhi aus unternahm ich einen Ausflug an das entgegengesetzte Ufer des Jumna, um dort im Schilf und Dschungel auf Sauen zu treiben. Mein Jagdzug bestand aus zwei schikaris, welche zehn Fixköter in jeder Façon, vom Windhund bis zum Terrier, mitgebracht hatten und acht mit Spießen versehenen Treibern. Das erste Treiben war resultatlos. Im zweiten kamen mir mehrere Antilopen, ein „hogdeer“, ein Schakal und zwei Sauen, von denen ich die eine schoß. Sie entpuppte sich als recht starker Keiler mit guten Gewehren. Ich schoß ihn spitz von vorne durch den Kopf, so daß er im Feuer lag. Im nächsten Treiben sah ich eine Sau und einen Schakal. Im vierten streckte ich wieder einen einzelnen starken Keiler. Dann schoß ich noch einen Schakal vorbei und war vor Dunkelwerden wieder im Hotel. Des Keilerbratens konnte ich mich nicht erfreuen, da Abdullah, als strenger Mohammedaner, nichts Schweinernes anrührt, also es auch nicht zubereiten kann. Ich nahm mir deshalb nur die Gewehre und überließ das Übrige den Hindu-schikaris.

Leider stellte es sich heraus, daß ein großer Teil meiner bisher aufgenommenen Photographien nicht gut gelungen ist. Ich habe das fabelhaft starke Sonnenlicht öfters nicht genügend in Betracht gezogen.

Am 20. Februar fuhr ich ab nach Umballa und schlief die Nacht dort im Wartezimmer. Diese sind alle, ähnlich einem dak bungalow, zum Schlafen eingerichtet. Mein Diner nahm ich im Zuge ein. Abdullah nimmt zu diesem Zweck den nötigen Stoff in einem Korbe mit, steigt dann irgendwo aus seinem Dienerabteil zu mir herüber, steckt im Coupé einen eigens dazu mitgeführten, kleinen eisernen Ofen an und bereitet auf den glühenden Holzkohlen, in aller Gemütlichkeit das köstliche Mahl. Selterswasser wird mit einem eigenen Apparate fabriziert, kurz, „es ist alles da“. Ich hatte mein Coupé I. Klasse bisher meist für mich allein. Der größte Teil des Gepäckes, etwa ein Dutzend Stücke, wird,

um Überfracht zu sparen, mit ins Coupé genommen. Eigentlich muß auch für dieses sogenannte Handgepäck die Fracht bezahlt werden, doch ist man darin nicht sehr strenge. Manchmal hatte ich ein etwas schlechtes Gewissen, wegen des, meinen Begriffen nach, recht zahlreichen Handgepäckes. Hiervon wurde ich aber bald kuriert durch den Anblick einzelner englischer Reisender, die auf den Perrons der Bahnhöfe mit ihrem „kleinen" Gepäck eine förmliche Burg um sich geschlagen hatten.

Von Umballa ging die Fahrt nach Lahore. Dort in der Eingeborenenstadt war für die Begriffe eines Deutschen Kirmes oder Schützenfest, jedenfalls war ein wildes Getümmel. Man sah merkwürdige Vergnügungsapparate, in der Art von „russischen Schaukeln". Alles sang und schrie. Einige Leute schienen sogar angetrunken zu sein, was hier zu Lande eine sehr große Seltenheit ist. Die Häuser Lahores sind viel hübscher als die Delhis und Agras, aus Backsteinen gebaut, mit sehr viel Holzwerk, schön geschnitzten, vorspringenden Balkons und Fenstern versehen, erinnern sie an altdeutsche Häuser. Der englische Stadtteil und das Militär-Kantonnement sind, wie überall, großartig angelegt. Lahore ist eine bedeutende Militärstation. Mich interessierte besonders das Exerzieren einiger Schwadronen der Eingeborenen-Kavallerie, dem ich beiwohnte.

Im Hotel verbrachte ich einen Abend mit einem sehr netten englischen Artillerie-Offizier zusammen, der gerade, auf Märschen und im Manöver, drei Monate im Zelt gelebt hatte. Sehr überrascht war ich, im Hotel auch drei auf den Rennbahnen zu Hause sehr bekannte, deutsche junge Herren, welche auf einer Erholungsreise begriffen waren, anzutreffen.

Die Stadt Ravalpindi, die ich am 23. Februar erreichte, ist die größte Garnison Indiens. Des Morgens weckte mich die Reveille des Kavallerie-Regiments, dessen Ställe an das Hotel angrenzen. Fast jeder Mensch auf der Straße ist Soldat. Die sonderbarsten militärischen Fahrzeuge begegneten mir, bespannt mit Kamelen, Pferden oder Maultieren. Am Abend zog eine, von Soldaten geführte, Karawane von etwa hundert Kamelen ein. Die im Gänsemarsche marschierenden Tiere, jedes durch eine Leine, an der Nase mit dem vorderen verbunden, brachten das Gepäck eines Infanterie-Regiments aus dem Manöver. Wie jedem einigermaßen wahrscheinlich aussehenden Europäer, werden mir von den Soldaten und den Wachen Honneurs erwiesen.

Ich erhielt in Ravalpindi ein Telegramm vom Maharaja von Bikanir, in dem er mich, auf eine ihm gesandte Empfehlung hin, einlädt, Anfang März nach Bikanir zu kommen und dort mit ihm zu jagen. Leider mußte ich diese Einladung ablehnen, da es Zeit für mich wird, meine beabsichtigte Jagdexpedition nach Kaschmir anzutreten. In

Srinagar, der Hauptstadt Kaschmirs, sind bereits für Anfang März schikaris und Kulis für mich bestellt.

Während man in anderen Jahren, um diese Zeit schon mit der Tonga, einer zweispännigen, zweirädrigen Extrapost, für je drei Reisende bestimmt, in zwei Tagen von Ravalpindi nach Srinagar fahren kann, ist in diesem Jahre durch den späten, starken Schneefall im Gebirge der Wagenverkehr noch ganz unterbrochen. Den üblichen, nächsten Weg über Murree, ein Ort, der bereits 7500 Fuß hoch liegt, werde ich nicht einschlagen, da es fraglich ist, ob man auf diesem zurzeit überhaupt durchkommt, sondern werde einen großen Umweg westlich, über Hasan Abdal, Abbottabad, Garhi-Abbibulla zu machen haben. Man rechnete mir neun Tage Marsch von Hasan Abdal bis Srinagar, zu Wagen und zu Fuß, vor, ich hoffe aber, in sechs Tagen durchzukommen. Der bevorstehenden Fußmärsche wegen, mußte ich schon in Ravalpindi mein Gepäck reduzieren und in kleine Lederkoffer, welche je eine Kulilast ausmachen, einteilen.

Die hier vor sich gehende Mobilmachung war keine Kleinigkeit, vor allem, da ich einen großen Teil des Proviantes für drei bis vier Monate von Ravalpindi aus mitnehmen mußte. Abdullah verbrachte einen ganzen Tag in den Bazars mit Einkäufen, und ich betrieb dasselbe Geschäft in den englischen Läden. Ein großer Teil meines Gepäckes bleibt hier im Hotel, bis ich zurückkomme, ein Koffer soll nachfolgen bis Srinagar, sobald die Tongas verkehren. In diesem Jahre kann das lange dauern.

Für die ersten Marschtage besteht meine Karawane nur aus drei Ekkas, kleinen, einspännigen, zweirädrigen, mit einem Verdeck versehenen Wagen. Auf diesen müssen außer den Kutschern ich selbst, die beiden Khans und das Gepäck Platz finden. Da Hasan Abdal Bahnstation ist, machte ich am ersten Tage, dem 25. Februar, die Reise nicht mit, sondern fuhr nach der Feste Attock am Indus.

---

V.

# Über die militärische Lage Englands an der Nordwestgrenze Indiens.

Mein Besuch in Attock brachte mich der afghanischen Grenze und dem berühmten Khaiber-Passe nahe. Es empfiehlt sich daher, an dieser Stelle einiges über die Verhältnisse dort mitzuteilen. Hierzu diene die Wiedergabe eines Vortrages, welchen ich bald nach Schluß meiner Reise ausarbeitete:

Die Südwestteile Asiens, insonderheit die Euphrat- und Tigris-Ebene, werden voraussichtlich in den nächsten Jahrzehnten ein Kampfplatz der zivilisierten Völker auf wirtschaftlichem Gebiete sein. Der Reichtum Mesopotamiens und die fast unberührten unterirdischen Bodenschätze Persiens bilden den Anziehungspunkt. Vor allem werden Rußland und England infolge des Vermögens, ihren Unternehmungen dort mit Waffengewalt Nachdruck zu verleihen, dringende Bewerber sein. Aber auch Deutschland wird, wenn die vornehmlich aus deutschem Kapital zu erbauende Bagdadbahn sich verwirklicht, ein großes Interesse an jenen Gegenden gewinnen.

Rußland besitzt als Operationsbasis die ganzen Länderstriche im Norden der fraglichen Gegenden, vom Schwarzen Meere bis an das Pamir. Es hat durch die sogenannte transkaspische Eisenbahn und die Eisenbahn Orenburg—Taschkent die Möglichkeit, schnell eine große Armee hierher zu entsenden. England besitzt als Einfallslinie für Handel und Industrie sowohl, wie in strategischer Beziehung, die Küste Persiens und die Nordwestgrenze Indiens zwischen Arabischem Meer und Pamir. Diese letztere Linie bringt die beiden großen Rivalen Rußland und England in näheren wirklichen Kontakt. Rußland sieht in ihr die Stelle, an der es England unbequem werden kann, England betrachtet diesen Teil der Grenze Indiens als den einzigen, der in absehbarer Zeit vielleicht gegen einen starken Feind verteidigt werden muß. Es würde in der Tat für Rußland unmöglich sein, eine Armee über das Pamir, durch Ost-Turkestan und Tibet, schon der klimatischen und der Bodenverhältnisse wegen, gegen die Nordgrenze Indiens zu entsenden. Von

den Tibetanern aber, den Chinesen und hinterindischen Völkern hat Britisch-Indien fürs erste nichts zu befürchten.

Ich hatte Gelegenheit, eine große Anzahl englischer Beamter und Offiziere in Indien kennen zu lernen, welche teilweise an der Grenze Dienst tun, teilweise schon aus kriegerischen Anlässen jenseits derselben in Afghanistan waren, und hörte daher manches über den Gedanken, der viele Engländer beschäftigt, einer etwaigen zukünftigen Auseinandersetzung mit Rußland, an oder jenseits der Nordwestgrenze.

Es ist nun aber Rußland nicht der einzige Faktor, mit dem England hier zu rechnen hat. Die unabhängigen, kriegerischen und blutdürstigen Afghanenstämme haben der indischen Regierung schon viel zu schaffen gemacht und ihr Verhalten würde gerade in einem Kriege mit Rußland von großem Einflusse sein. Wir müssen uns daher zunächst etwas mit diesen Gebirgsstämmen beschäftigen.

Die unabhängigen Stämme bewohnen das wilde, unzugängliche Gebirgsland zwischen der indischen Ebene und dem Gebiete des Emir, dem eigentlichen Afghanistan, vom Hindukusch nördlich, bis nach Britisch-Belutschistan südlich. Diese Berge sind von Osten nach Westen oder umgekehrt nur auf wenigen Pässen zu überschreiten. Indien und Afghanistan grenzen somit faktisch nicht direkt aneinander. Die Breite des dazwischen gelegenen Streifens unabhängigen Gebietes wechselt zwischen etwa 230 km im Norden, westlich der Grenze Kaschmirs, 30 km in der Mitte, am Khaiber-Pass, und der ganzen Breite Belutschistans im Süden. Der wichtigste Stamm im Norden, zwischen Hindukusch und Kabul-Fluß sind die Swatis. Östlich ihres Gebietes, bis an den Indus, und noch darüber hinaus, in den „schwarzen Bergen“, wohnen verschiedene kleinere Stämme. Auf meinem Marsche nach Kaschmir über Haripur-Abbottabad-Garhi Abbibulla lagen auf etwa 30 km Entfernung diese wilden, mit Nadelholz bewaldeten Berge vor mir, in die zu ihrem größten Teil noch nie ein Europäer seinen Fuß gesetzt hat. Südlicher, in der Umgebung des berühmten Khaiber-Passes, ist das Land der Afridis, des mächtigsten Stammes, daran anschließend südlich das der Orakzais; zwischen diesen endlich und Britisch-Belutschistan lebt der zahlreichste der Bergstämme, die Waziris. Diese verfügen allein über 40 000 Krieger.

Nur ein kleiner Teil des Gebietes der Grenzstämme liegt im eigentlichen Afghanistan. Der bei weitem größte Teil des Landes ist nominell britisch, faktisch aber unabhängig.

Es ist eine merkwürdige Tatsache, daß ein so mächtiges, zivilisiertes Reich, wie das englische in Indien, bisher nicht in der Lage gewesen ist, die Bewohner dieses Grenzstriches, den sie bereits seit fünfzig bis sechzig Jahren dem Namen nach annektiert haben, zu unterwerfen, oder

wenigstens zur Ruhe zu bringen. Den früheren Beherrschern Nordindiens, den mohammedanischen Moguls, den Sikhs und den Afghanen ist es allerdings ebenso ergangen. Alle fanden die Feinde zu kriegerisch veranlagt, ihre Gebirgslande zu wild und unzugänglich, um die schwierige Aufgabe der Unterwerfung, ohne zu große eigene Verluste, durchführen zu können. Noch jetzt sind weite Teile des Landes eine vollkommene terra incognita und die englische Regierung übernimmt keine Garantie für das Leben eines Europäers, der in die wilden Berge eindringt.

Seit dem ersten afghanischen Kriege 1838—42, der zwar schließlichen Erfolg, aber ungeheure Verluste und große Kosten brachte, hatte die britische Regierung ernste Bedenken, sich weiter in Streitigkeiten an der Nordwestgrenze einzulassen. Man beschränkte sich darauf, eine Grenzlinie hart westlich des Indus zu ziehen und die räuberischen Einfälle der bösen Nachbarn über diese Linie hinaus durch kleinere Strafexpeditionen zu beantworten. Erst von 1877 an, als die Engländer sich veranlaßt sahen, kriegerisch gegen den Emir von Afghanistan vorzugehen, begann auch eine aggressive Politik den Grenzstämmen gegenüber. Das Bestreben, die nach Afghanistan führenden Gebirgspässe sicher in die Hand zu bekommen, ließ eine dauernde Besetzung von vorgeschobenen Stellungen erforderlich erscheinen. Nachdem der zweite afghanische Krieg nach anfänglichen Mißerfolgen und großen Verlusten unter Lord Roberts Führung in den Jahren 1877—1880 siegreich durchgefochten und ein neuer Emir in Kabul eingesetzt war, blieben die errungenen Stellungen in den Pässen von den Engländern besetzt. Diese Maßregel richtete sich nicht nur gegen die entfernteren Gegner, Rußland und Afghanistan, sondern war auch erfolgreich gegen die Einfälle der Grenzstämme. Diese sahen bei etwaigen Einfällen in englisches Gebiet von vornherein ihre Rückzugslinie bedroht. Im Jahre 1895 bemächtigte sich England auch des kleinen Staates Chitral im Norden der unabhängigen Stämme und hielt die ebenso benannte Ortschaft besetzt. Trotz alledem brach im Jahre 1896 noch einmal ein allgemeiner Aufstand in den Grenzdistrikten aus. Die englischen Truppen gerieten wiederum in große Bedrängnis, gewannen dann aber doch die Oberhand. Durch die hierbei stattfindenden Kämpfe und Strafexpeditionen bis tief in die Berge hinein, hatte man eine bessere Kenntnis des Landes erlangt. Man beabsichtigte nun, größere, stark befestigte Garnisonen in den Grenzgebieten einzurichten.

Als der Vizekönig, Lord Curzon, im Jahre 1898 die Regierung übernahm, stand man gerade im Begriffe, den Khaiber-Pass und andere Pässe ganz aus der Hand der anwohnenden Stämme zu nehmen, dieselben mit Forts auf der afghanischen Seite zu befestigen und mit englischen Truppen zu besetzen. Diesen Plänen der militärischen Partei

in Indien widersetzte sich Lord Curzon. Er hielt das System für zu kostspielig für die nicht allzugroßen Mittel der indischen Regierung. Es wurde daher auf seine Veranlassung wieder ein neues Verfahren an der Grenze angewandt. Dies bestand in folgendem: die regulären englischen Truppen wurden von den vorgeschobenen Stellungen im Lande der feindlichen Grenzstämme zurückgezogen und in befestigte Lager an der Grenze der indischen Ebene, östlich der Pässe, konzentriert. An ihre Stelle trat eine Art von Miliz, bestehend aus Leuten der freundlicher gesinnten Grenzstämme, die unter Führung englischer Offiziere stehen. Diese Eingeborenen-Miliz hat die Verteidigung der ruhigeren und teils England freundlichen Landesteile gegen Einfälle anderer, räuberischer Stämme und das Freihalten der Pässe für den Verkehr, in erster Linie für die Handelskarawanen, zur Aufgabe. Die Kosten wurden durch den Wegfall vieler weit vorgelegener Forts und kleiner, befestigter, mit europäischen Truppen besetzter Posten sehr vermindert. Auch erwartete man eine Abnahme der ständigen Reibungen mit den fanatischen Bergbewohnern.

Das neue System hat sich seitdem, während der Amtsführung Lord Curzons, sehr gut bewährt. Die zum Schutze der Pässe stationierten Miliztruppen sind auch bei den feindlichen Stämmen populärer, als die englischen Garnisonen. Auf die Treue der Soldaten gegen die englische Regierung, in deren Dienst sie stehen, und die sie führenden Offiziere, kommt natürlich alles an. Man hat sich zweifellos einer großen Gefahr ausgesetzt, Tatsache ist jedoch, daß die Milizen bisher treu ergeben geblieben sind. Während früher ständig kleine oder größere Kämpfe stattfanden, ist die Ruhe im Grenzgebiete während der Regierungszeit Curzons nur einmal durch einen Stamm der Waziris gestört worden. Dieser hatte Räubereien ausgeführt und man hatte ihm deswegen die Zahlung von etwa 150 000 Mk. als Strafe auferlegt. Der Stamm verweigerte diese Zahlung. Das Gebiet ist so zerklüftet und unzugänglich, daß eine Eroberung des Landes sehr schwierig und vor allem kostspielig gewesen wäre. Es wurde daher das Mittel der Blockade angewandt. Das Gebiet wurde ein Jahr lang an den Zugangsstellen abgesperrt, jede Zufuhr von Lebensmitteln verhindert. Zum Schluß wurden noch einige Angriffe der Blockierten auf Blockade-Truppen durch kleinere „Gegenangriffe" d. h. Streifzüge in ihr Land, bei denen die erreichbaren Niederlassungen verbrannt wurden, erwidert. Der Erfolg war, daß das geforderte Geld gezahlt wurde.

Um uns das jetzt bestehende Verhältnis der englich-indischen Regierung zu den unruhigen Nachbarn vorstellen zu können, müssen wir auch das einzelne Mitglied jener Achtung gebietenden Gegner des kolonisierenden Englands etwas näher ansehen.

Der waffenfähige Mann der Bergstämme ist der beste Soldat, den man sich wünschen kann. Von Jugend auf in der Führung des Bogens oder, sobald er sich eine solche verschafft hat, der Büchse geübt, ist er ein meisterhafter Schütze. Um in den Besitz eines modernen, weittragenden Gewehrs zu gelangen, setzt er alles auf das Spiel. In Kabul, der Hauptstadt des Emir, wird Munition auch für moderne englische Waffen hergestellt. Die Waffen- und Munitionsfabrik dort leitete bisher ein deutscher Büchsenmacher, welcher vor kurzer Zeit auf der Reise zwischen Indien und Afghanistan ermordet wurde. Aus Kabul verschafft sich der Bergbewohner Patronen, die Büchse selbst muß er vom Europäer stehlen. Hierzu schleicht er sich des Nachts über die Grenze in die englischen Garnisonen und die dortigen Kasernen ein. Die Engländer haben der unzähligen Waffendiebstähle wegen schon alle erdenklichen Vorsichtsmaßregeln getroffen. Jedes Gewehr wird neuerdings des Nachts an eine Kette geschlossen. Wird ein Dieb gefaßt, was in Folge der scharfen Beobachtung oft geschieht, so wird er hingerichtet und seine Überreste werden, in einem Schweinsfelle eingenäht, begraben. Dies ist für den Mohamedaner, der gegen das Schwein den fürchterlichsten Widerwillen hat, herrührend von den Religionsvorschriften, die schrecklichste Schändung, die einer Leiche zugefügt werden kann. Trotzdem hören die Waffendiebstähle nicht ganz auf. Die Bergbewohner sind Fanatiker, die ihr Leben für eine gute Büchse zehnmal riskieren. Auch der Jäger, der im Anblick der feindlichen Berge sein Lager aufschlägt, muß des Nachts seine Büchsen im Zelt anketten, sonst findet er am Morgen die Zeltwand durchschnitten und die Waffe herausgezogen. Ein nicht geringer Teil der Bergbewohner ist zurzeit im Besitz von weittragenden Gewehren.

Ein großer Prozentsatz dieses vorzüglichen Soldatenmaterials nun tritt der von den Engländern organisierten und besoldeten Miliz bei; einzelne Leute lassen sich sogar für die englischen regulären Eingeborenen-Truppen anwerben. Im allgemeinen sind die „wilden Männer“, die sich erst einmal in den fremden Dienst gestellt haben, ehrlich und treu, eins macht sie jedoch gefährlich: in ihrem Lande herrscht die Blutrache, und auch ohne daß vorher Blut geflossen ist, wird ein Mord als Racheakt von ihnen nicht als unfair angesehen. In jedem Jahre werden englische Offiziere aus persönlicher Rache von Untergebenen aus diesen Stämmen ermordet. Es kommt oft vor, daß ein Soldat von seinen englischen Vorgesetzten für einige Zeit Urlaub nimmt, um mit seinen Feinden zu Hause abzurechnen. Oft kommt er wieder, dann ist der Feind von seiner Hand gefallen, oft bleibt er auch aus, dann war der andere stärker oder schlauer als er. Den Urlaub solchen Leuten in diesem Falle nicht zu erteilen, würde zwecklos sein, denn dann würden sie desertieren.

Auch die indischen Eingeborenen der Ebene in der Nähe der Grenze wagen nicht, den Mann aus den Bergen zu reizen. Mein alter Diener, der dort an der Ostseite des Indus zu Hause war, erzählte mir, wie ein solcher Zwist verläuft: Des Nachts verläßt der gefährliche Feind seine „schwarzen Berge“, schwimmt mit einem aufgeblasenen Bocksfell über den Indus, erledigt sein Geschäft und ist beim Anbruch des Morgens wieder zu Hause.

Die Bergstämme werden voraussichtlich auf unabsehbare Zeit ihre Selbständigkeit behalten. Ihre Parteinahme bei einer etwaigen kriegerischen Verwicklung zwischen England und Rußland wird natürlich von Wichtigkeit sein. Da mehr Raublust, als Politik ihre Richtschnur ist, werden sie jedoch voraussichtlich derjenigen der kriegführenden Mächte lästig fallen, die Provianttransporte über die Gebirgspässe zu bringen hat. Vor allem bei einem etwaigen Eindringen der Russen durch Afghanistan nach Indien könnten sie leicht den Nachschub stören.

Im allgemeinen glaubt man in England nicht, daß es Rußland gelüsten werde, Indien selbst zu nehmen. Indien ist zum größten Teile ein von Natur armes Land, es leidet vornehmlich an großer Übervölkerung. Der Ackerbau treibende Eingeborene verdient durchschnittlich nach unserem Gelde 10 Pfg. täglich. Hiervon muß er vielfach seine Familie ernähren. Schließt man die Handelsleute mit ein, so beträgt der Durchschnitt des jährlichen Einkommens eines Eingeborenen 30 Rupies, also etwa 42 M. Direkte Abgaben zahlt Indien nicht nach England. Das Geld, das die Engländer zurzeit noch von dort beziehen, sind in erster Linie die hohen Gehälter und Pensionen der englisch-indischen Beamten und Offiziere, dann die Zinsen von englischen Kapitalien, die in Industrien, großen Landbewässerungsbauten etc. angelegt sind. Ferner hält Indien fast nur auf eigene Kosten das große Heer, das England zum Teil auch schon außerhalb des Landes, in China und im Burenkriege, für seine Zwecke verwandt hat. Die Masse der Steuerzahler, beziehungsweise der Abnehmer von Industrieerzeugnissen usw. muß es bringen. Indien hat bekanntlich 300 Millionen Einwohner. Das Geld ist aber nur unter einer guten Verwaltung auf die Dauer aufzubringen. Rußland würde zweifellos nicht das Material an guten Beamten besitzen, um das Land gewinnbringend zu verwalten. Schlecht verwaltet und ohne die Zinsen, die dort angelegtes Privatkapital bringt, würde Indien sich als Kolonie wohl nicht rentieren.

Sollte Rußland nun doch Eroberungsgelüste haben, und sollte eine russische Armee in die nordindische Ebene eindringen, so würden hiermit die Hauptschwierigkeiten noch nicht überwunden sein. In der heißen Jahreszeit hält es so leicht kein russischer Soldat in der siedenden Hitze der indischen Ebene, dem heißesten Striche des Erdballs, aus, in der

kalten Jahreszeit aber verschneien sofort die Pässe im Rücken der Armee und ein Nachschub durch diese ist ausgeschlossen. Trotzdem muß England mit der Möglichkeit eines Angriffs Rußlands rechnen und versucht auch auf jede Weise, sich hiergegen zu wappnen.

Die englisch-indische Armee zählt zurzeit etwa 300,000 Mann. Diese setzen sich zusammen aus: 74,000 Mann englischer Truppen, 140,000 Mann von Engländern gedrillter und geführter Eingeborenen-Truppen, 18,000 Mann Truppen abhängiger indischer Fürsten, 30,000 Mann europäischer und halbeuropäischer Freiwilliger, und 40,000 Mann Milizen und Reserven. Die Anzahl der Truppen soll nach dem Plane Lord Kitcheners erheblich vermehrt werden. Die Vermehrung der europäischen Truppen dürfte, so lange nicht die allgemeine Wehrpflicht in England eingeführt wird, ihre Schwierigkeiten haben. Aber auch die Eingeborenen-Armee läßt sich nicht in dem Maße verstärken, wie man es bei einer Bevölkerung von 300 Millionen Menschen annehmen sollte. Unter den Hunderten von Stämmen, die Indien bewohnen, und die voneinander so verschieden sind, wie in Europa etwa der Norweger vom Italiener, ist nur eine sehr beschränkte Anzahl überhaupt kriegerisch. Der Soldat muß Krieger von Geburt sein, d. h., der Krieger-Kaste angehören, sonst wird er sich nicht mit diesem Handwerk befassen, so lange er bei seinem alten Glauben und seinen althergebrachten Sitten bleibt, dies aber tut der Hindu wie niemand sonst.

Die Stämme, welche vornehmlich die Rekruten für die Armee stellen, und deren Mitglieder alle als geborene Krieger gelten, sind die Sikhs, die Gurkhas und die Rajputs. Die Sikhs und Rajputs stammen aus dem Nordwesten Indiens, die Gurkhas aus dem Lande Nepal am Fuße des Himalaja. Die Sikhs sind sofort erkennbar an ihren hohen, schlanken Figuren und schönen, bärtigen Gesichtern, die Gurkhas sehen den Japanern zum Verwechseln ähnlich, sind ebenso klein, aber noch gedrungener und muskulöser, jeder Mann sieht aus wie ein kleiner Athlet. Die Rajputs stellen vornehmlich den Ersatz der Eingeborenen-Reiterei. Die genannten drei Stämme betrachten mit Stolz den Krieg als ihr Handwerk, tun mit großer Passion ihren Dienst und freuen sich auf jede Gelegenheit, die sie einem Feinde gegenüberstellt. Die meisten anderen Stämme Indiens sind von Natur gänzlich unkriegerisch. So gibt es z. B. nicht einen einzigen Bengalen, der Soldat ist. Diese sind äußerst lernklug, sprechen und schreiben nach absolvierter Schule geläufig Englisch und werden meist Schreiber und Bureau-Beamte. Dementsprechend ist ihre Körperform. Der Schmerbauch gilt bei ihnen als vornehm.

Ein Zeichen, wie unkriegerisch die Bevölkerung Indiens im allgemeinen ist, war der Verlauf des Aufstandes im Jahre 1857, der nur

eine Soldatenrevolte blieb. Aus diesen Tatsachen wird einem klar, wie wenig England einen Aufstand in Indien jetzt, wo so viel mehr englische Truppen dort sind, wie früher, ernstlich zu fürchten hat. 1857 betrug die Anzahl der englischen Truppen ein Sechstel derjenigen der Eingeborenen-Truppen, jetzt fast die Hälfte. Es kommt dazu, daß die Stämme sich gegenseitig hassen und stets gegeneinander auszuspielen sind.

Die Ausbildung der Armee ist, seit Lord Kitchener den Oberbefehl führt, sehr viel intensiver geworden und gleicht viel mehr wie früher unserer deutschen. Auf gutes Schießen wird sehr viel Wert gelegt und mancher englische Offizier bedauert, daß er viele Stunden, die er früher zum Polospiel verwenden konnte, jetzt auf dem Schießstande zubringen muß. Die Reiterei, vor allem auch die eingeborene, welche unter Führung englischer Offiziere steht, macht einen sehr guten Eindruck, wenigstens was die Ausbildung des einzelnen Mannes und das Pferdematerial anbelangt. Das geschlossene Reiten beim Exerzieren ist wegen der Ungerittenheit der Pferde nach unseren deutschen Begriffen recht mangelhaft. Ich sprach hierüber mit einem englischen Kavallerieobersten. Er sagte mir, daß sie wohl wüßten und anerkennten, daß die deutsche Kavallerie besser gerittene Pferde habe und daher besser exerziere, wie die ihrige, daß sie aber auf das geschlossene Reiten weniger Wert legten, als auf die Einzelausbildung des Mannes mit dem Säbel bzw. der Lanze und im Schießen, weil ihre Aufgabe voraussichtlich mehr im Kleinkriege in bergigem Gelände, als in großen Feldschlachten liegen würde, und für gründliche Ausbildung von Mann und Roß nach beiden Seiten hin fehle die Zeit. Der Hauptgrund liegt wohl darin, daß die Engländer so gut wie gar keine Offiziere haben, die etwas von Reiterei in unserem Sinne verstehen. Auch für sie müßten die Vorteile des geschlossenen Reitens von großem Werte sein.

Wir kommen nunmehr zu der Frage, wie wird die englische Armee gegen einen etwaigen Angriff Rußlands verwandt werden?

Die Engländer sprechen ganz offen aus, daß es der Plan ihrer Heeresleitung ist, für den Fall, daß russische Truppen in Afghanistan, den Pufferstaat, einrücken, sofort dasselbe zu tun und die nach Indien führenden Gebirgspässe im Rücken, sich auf der afghanischen Seite des Grenzgebirges zu verteidigen. Neuerdings ist zweifellos die Schlagfertigkeit der indischen Armee bedeutend vermehrt worden und man nimmt wohl mit Recht an, daß annähernd 200 000 Mann zur sofortigen Verwendung an der Grenze verfügbar sein würden. Schon aus politischen Gründen ist ein Vorgehen nach Afghanistan ratsam, und ein Meutern der Eingeborenen-Truppen wäre innerhalb des Landes viel eher zu befürchten, als jenseits der Berge.

Wie würde nun der Aufmarsch der englischen Armee erfolgen? Am Nordende der Grenzlinie, da, wo indisches und russisches Gebiet am nächsten zusammenstossen, am Pamir, ist ständig eine schwächere englische Streitmacht auf der Hut. Diese ist stationiert in Gilghit, im Nordwestteile Kaschmirs. Ihr ist Gebirgsartillerie zugeteilt. Sie soll das Eindringen russischer Streitkräfte in das Industal und Kaschmir verhindern. Über das unwegsame, bis in den Himmel ragende Pamirplateau würden sich nur kleinere Truppenteile hinüberarbeiten können, jeder Nachschub ist so gut wie ausgeschlossen, und wer die engen, steilen Täler Kaschmirs kennt, in denen nur ein Saumpfad über den reißenden Flüssen am Hange entlang führt, wird die Gefahr für Englands Verteidigung hier nicht für groß ansehen. Südwestlich an das Pamir schließt sich der Hindukusch an. Auch seine nordöstlichsten Pässe, die nach Chitral führen, sind so schwierig, daß man englischerseits hier durch die dauernde Besetzung letzteren Ortes und des südlicher gelegenen festen Platzes Drosch durch Stammesmilizen und wenige englische Truppen allen Eventualitäten gewachsen zu sein glaubt. Als Rückhalt ist eine fliegende Kolonne in Dargai, einem Endpunkte des indischen Bahnnetzes, stationiert. Nun kommen wir nach Afghanistan. Hier liegen die schwachen Punkte der indischen Grenze. Jeder fremde Eroberer, von Alexander dem Großen an, ist durch das altberühmte Tor des Khaiber-Passes nach Indien eingedrungen. Weiter südlich sind die wichtigsten Pässe der des Kuramtales und der Gomal-Paß. Ihre dauernde Besetzung durch die vorerwähnten, unter Führung englischer Offiziere stehenden Milizen, ganz besonders aber die großen englischen Garnisonen an den Ostausgängen des Gebirges, deren Besatzungen im Falle einer Mobilmachung sofort vorstoßen würden, sollen ein ungehindertes Vorgehen der englischen Armee durch die Pässe gewährleisten. Das indische Bahnnetz ist nach und nach bis dicht an den Eingang der Pässe, teilweise noch über die Grenzgarnisonen hinaus geführt. Die größte dieser Garnisonen ist Peschawar, am Eingange des Khaiber-Passes. Mehrere in der Umgebung gelegene Forts beherrschen die Eingänge in das Gebirge.

Der Angreifer, welcher glücklich den Khaiber-Paß erzwungen hat und gegen den Indus östlich vordringt, kommt bald an ein zweites festes Tor bei Attock. Hier bricht sich der Indus Bahn durch ein steiles Felsengebirge. Schon mancher gewaltige Kampf ist dort ausgefochten worden. Neben der uralten, auf einem Bergkegel gelegenen Steinfeste am Indus, sind auch dort englische Batterien zu finden. Ich war in der Offiziersmesse der Artillerie-Offiziere in Attock zu Gaste. Von den Fenstern der Messe aus sieht man in das weite Industal hinunter bis hin zu den „schwarzen Bergen“. An diese schließt sich

westlich in der Ferne der schneebedeckte Hindukusch an. In direkt westlicher Richtung wird die Aussicht auf Peschawar und den Khaiberpaß durch vorliegende Berge verdeckt.

Jenseits der großen Gebirgspässe nun hat man englischerseits die Linie Kabul-Ghazni-Kandahar als die beste Basis für die Verteidigung erkannt. Kabul liegt etwa 110 km von dem Endpunkte der zum Khaiberpasse führenden indischen Bahn entfernt. Neuerdings plant die englische Regierung, um noch schneller Kabul besetzen zu können, eine Bahn den Kabul-Fluß hinauf bis dorthin zu führen, es handelt sich nur darum, ob man sich mit dem Emir verständigt. Man soll von Kabul aus die von Norden her über den westlichen Hindukusch führenden Pässe beherrschen. Ghazni ist durch das Kuramtal sowohl, als durch den Gomalpaß zu erreichen und Kandahar liegt von der Kopfstation der von Indien nach Britisch-Belutschistan führenden Bahn, New Chaman, wiederum etwa 110 km entfernt. Über Herat—Kandahar—Quetta führt für eine große russische Armee die bequemste Straße durch Afghanistan nach Indien. Der Endpunkt der von der transkaspischen nach Süden zur afghanischen Grenze abzweigenden russischen Eisenbahn ist Kuschk. Die Entfernung von dort nach Herat ist dieselbe, wie die von New Chaman nach Kandahar. Zwischen Herat und Kandahar liegen über 600 km, somit müßte hier in erster Linie die englische Armee Zeit genug haben, in der geplanten Stellung ihren Aufmarsch zu bewerkstelligen. Die meisten Engländer glauben, daß auch eine numerisch sehr überlegene russische Armee sich an dem Grenzgebirge die Köpfe einlaufen würde. Sie urteilen aber vielfach nach ihren Erfahrungen im Burenkriege, ganz abgesehen davon, daß es sehr naiv ist, den Glauben an den Erfolg eines Feldzuges auf das Vorhandensein einer guten Verteidigungsstellung zu basieren. Der ostasiatische Krieg hat andere Lehren gebracht, aber der Engländer ist bekanntlich Optimist. Lord Kitchener teilt nicht diesen Optimismus, das zeigen seine Bemühungen um Verstärkung der Armee; die Russen werden aber trotzdem auf diesem etwaigen Kriegsschauplatze stets numerisch überlegen sein können. Außer den bereits an der afghanischen und persischen Grenze konzentrierten russischen Truppen können bald per Bahn die kaukasischen Armeekorps und die Truppen des Generalgouvernements Turkestan zur Stelle sein. Auf der Bahn Orenburg—Taschkent können beliebige Verstärkungen folgen.

Von großer Bedeutung wird natürlich stets die Haltung des Emir von Afghanistan und des Schah von Persien sein. England muß naturgemäß darauf halten, daß der Pufferstaat Afghanistan in seiner jetzigen Ausdehnung erhalten bleibt und den Russen keine Konzessionen, vor allem in bezug auf Bahn- und Wegebauten macht, um sich nicht einer Überrumpelung an der Grenze auszusetzen. Der im Jahre 1901 zur

Regierung gelangte Emir gibt auch augenblicklich wenig Grund zu Klagen. Er hält das Reich seines Vaters, dessen unbotmäßige Stämme dieser nur mit großer Strenge und Grausamkeit unter seinen Gehorsam zwang, wider alles Erwarten gut in Ordnung und hat bisher keinen Grund zum Einschreiten, weder von englischer, noch von russischer Seite gegeben. England zahlt ihm Subsidien zur Erhaltung seiner Armee und zur Befestigung seiner Nordgrenze gegen Rußland.

Viel mehr Sorgen macht England der Schah von Persien. Seine Reisen nach Europa und andere Vergnügungen kosten ihm viel Geld, die Regierung steckt tief in Schulden und Rußland hat es verstanden, durch bereitwillige Gaben, sich zum einzigen Gläubiger zu machen. So ist der Schah in vollkommene Abhängigkeit von Rußland geraten. Rußland hat die Zollangelegenheiten Persiens unter Kontrolle, im ganzen Lande sind russische Konsuln und Generalkonsuln, ein jeder mit seinem Kosaken-Detachement, verteilt, Persien darf von niemand anders Geld borgen, als von Rußland und darf vorläufig keine Konzessionen geben für Bahnbauten und Bergwerksbetriebe. Nominell ist Nordpersien unter Rußlands, Südpersien unter englischem Einflusse. In der Tat war bisher ganz Persien abhängig von dem Willen Rußlands. Man nimmt wohl mit Recht an, daß Rußland über kurz oder lang einen Hafen am persischen Meerbusen zu erlangen sucht und bestrebt ist, Persien nach und nach aufzusaugen. So sehr die Engländer sich zunächst über den Sieg ihrer Bundesgenossen, der Japaner, in Ostasien freuten, sie können sich doch nicht verhehlen, daß der Verlust Port Arthurs die Russen um so begehrlicher machen wird nach einem Hafen in Persien. Für die Engländer bedeutet diese Aussicht eine große Gefahr. Eine fremde Flotte von einiger Bedeutung im persischen Meerbusen würde die See-Verbindungslinie Englands mit Indien sowohl, als mit Australien flankieren. Die großen Vorteile, die England durch den Besitz Gibraltars, Maltas, des Suezkanals und Adens hat, würden abgeschwächt werden. Zum mindesten wäre England gezwungen, eine der etwaigen russischen überlegene Flotte ebenfalls in dortiger Gegend zu stationieren und somit sich anderwärts zu schwächen. Ferner aber würden die strategischen Verhältnisse an der Nordwestgrenze Indiens ganz anders liegen, wie bisher. Wenn Persien erst in Rußlands Händen ist, russische Bahnen bis nach Belutschistan führen, dann sind für eine russische Armee überhaupt keine Pässe zu überwinden, sie kann am Meere entlang oder durch die Ebene Belutschistans, ihre Bahnverbindungen im Rücken, auf Indien anmarschieren. England würde also bei einer Annektierung Persiens durch die Russen entweder sich in Persien zur Feldschlacht stellen müssen, oder Rußland den Trumpf überlassen, zu jeder Zeit die Möglichkeit zu besitzen, von Persien aus mit einer starken

Armee mühelos Indien erreichen zu können. Ob England ersteres wird tun können, ist sehr zweifelhaft. Zunächst müßte die indische Armee noch sehr erheblich vermehrt werden. Die Anglo-Inder wurden merklich nervös, als während des ostasiatischen Krieges in Petersburg beschlossen wurde, eine neue Bahn von Tomsk an der sibirischen Bahn, über Semipalatinsk nach Taschkent zu bauen. Man sah die Gefahr vor Augen, daß Rußland in Zukunft auch die sibirischen Truppen auf direktem Wege nach dem Südwesten des Reiches wird entsenden können und machte sich allerlei Gedanken darüber, daß dieser Bahnbau noch während die gewaltige russische Armee in der Mandschurei versammelt war, beschlossen wurde. Eins ist wohl sicher, daß England im Kampf um Persien gegen Rußland, falls dieses ein kräftiges Staatengebilde bleibt, schließlich den kürzeren ziehen wird. Vorläufig ist ja allerdings Zeit gewonnen, Rußland für einige Zeit in der Bewegungsfreiheit gehindert. Es ist nicht sehr wahrscheinlich, daß die Russen einmal Indien durch Afghanistan und das schwierige Berggelände angreifen werden, nichts hindert sie, abzuwarten, ob England um Persien den Entscheidungskampf wagen wird, wenn nicht, sich in den Besitz von Persien zu setzen und hierdurch, als gefährlicher Nachbar Indiens, eine Handhabe gegen England zu erhalten. England ist hierdurch sowohl, als durch das erneute Bündnis mit Japan, augenblicklich an der Nordwestgrenze Indiens nicht in dringender Gefahr und hat Zeit, im Besitz eines bedeutenden Organisators wie Lord Kitchener, sich für spätere Kämpfe zu rüsten.

---

## VI.

# Bis Srinagar in Kaschmir. Rajah Amar Singh. Vorbereitungen zur Jagd im Hochgebirge.

Mein erster Marschtag, an dem ich mich der drei Ekkas bediente, war der 26. Februar. Wir legten etwa 60 km von Hasan Abdal bis Abbottabad zurück. Die Straße führt in der Mitte eines mehrere Kilometer breiten Tales entlang, so daß man die teilweise noch beschneiten Berge, welche hier die Ausläufer der westlichen Gebirge Kaschmirs bilden, nur aus der Entfernung sah. Die Gegend ist sehr eigenartig durch die merkwürdigen, schroffen Formationen des zerklüfteten Lehm- und Tonbodens. Das Leben auf der Straße war jedoch bei weitem das Interessanteste. Da sie in nördlicher Richtung laufend, eine Strecke von etwa 100 km durch ein stark bevölkertes Tal führt, sich nachher nach verschiedenen Seiten in das Gebirge verzweigt, und sich nach dem Pamir hinaufschlängelt, da sie außerdem jetzt die einzige fahrbare Straße nach Kaschmir ist, wimmelte es auf ihr von den verschiedensten merkwürdigen Menschen, Tieren und Fuhrwerken. Die Bevölkerung des Tales ist meist mohamedanisch. Es sind teils wunderschöne, große Leute mit fein geschnittenen, vornehmen Gesichtern. Ob die Lasttiere, die schwer beladen, in Herden die Straße entlang getrieben werden, Pferde, Ponys, Maultiere oder Esel sind, kann man oft nicht mit Bestimmtheit sagen. Die sonderbaren Geschöpfe sind zu vielseitig untereinander verwandt. Nur die Kamele sind nicht zu verkennen, wenn sie mit ihrem apathischen Gesichte bedächtig einherschleichen. Man sah letztere nach Feierabend in Mengen an den Berghängen umherklettern und ihre spärliche Nahrung suchen.

Es begegneten uns auch marschierende Gurkhas, ein Regiment biwakierte an der Straße. Wenn man mir nicht vorher von diesen Leuten erzählt hätte, würde ich sie für Japaner gehalten haben. Im dak bungalow zu Abbottabad traf ich zwei Engländer, die ebenfalls zur Jagd nach Kaschmir reisen und denselben Weg machen wie ich. Sie fahren aber, sehr vornehm, so weit es geht, per Tonga und lassen nur

ihr Gepäck durch Ekkas befördern. Bequemer und schneller fahren sie zwar wie ich — die Tonga fährt nur Galopp oder Stechtrab mit Relaispferden —, aber längere Tagemärsche können sie dennoch nicht machen, weil ihr Gepäck sonst zurückbleiben würde. Auf der Ekka muß ich die Beine über ein Rad hinausbaumeln lassen, die Zunge darf ich nicht hinausstrecken, denn Federn besitzt die Ekka nicht, aber dadurch, daß sie langsam und sicher geht, sieht man auf ihr viel mehr von der Gegend, wie auf der schnellen Tonga, und — man spart Geld.

Am 27. kam ich vermöge eines Trinkgeldes an die Ekkaleute bis Garhi Abbibulla, am Kunhar-Flusse. Ein ursprünglich berechneter Marschtag ist schon erspart. Die zweite Hälfte des heutigen Marsches führte in die Berge hinein, man hat prachtvolle Blicke nach Norden, über die afghanische Grenze hinaus, in das Gebirge, wo die „wilden Männer" wohnen. Die der Straße benachbarten Berghänge waren bisher fast gänzlich unbewaldet, meist mit terrassenförmig angelegten Feldern bedeckt. Erst kurz vor Garhi Abbibulla sind die Berge mit riesigen Kiefern bestanden. Bei Dunkelwerden bezog ich das dak bungalow. Die beiden Engländer waren auch zur Stelle.

Die Märsche wurden jetzt täglich schöner. Am 28. fuhren wir zunächst das Tal des Kunhar River hinunter. Bei Domel, einem in schönem Talkessel gelegenen Orte, mündet dieser Fluß in den Jhelum River, den alten „Hydaspes". Hier wurde der Zoll des Maharaja von Kaschmir erhoben. Ich hatte acht Rupies zu entrichten. Dann ging es das berühmt schöne Tal des oberen Jhelum hinauf bis Garhi. Seit zwei Tagen hat Tauwetter eingesetzt und es beginnt die Saison der Erdrutsche. Die Straße führt fast dauernd an teilweise beinahe senkrechten Abhängen entlang. Zuerst war es mir etwas peinlich, von der stark schaukelnden Ekka in die Tiefe zu sehen, doch an was gewöhnt man sich nicht?

Die bisher trockenen Betten der vielen kleinen Flüsse und Gießbäche fangen an, sich zu füllen und das vielfach gelb und rot gefärbte Wasser, sowie Felsblöcke stürzen brausend und polternd herunter. Bis Garhi war die Gefahr der Bergstürze nicht so groß, wenn man auch schon häufig große Steine und Erde auf der Fahrstraße antraf. Während der Nacht in Garhi wurde es aber noch wärmer und es regnete stark. Am 1. März früh erklärten mir die Ekkaleute durch Abdullah, sie könnten nicht fahren, da die Straße mit Bestimmtheit durch Bergstürze gesperrt sei. Was konnte aber ein Warten hier nützen. Vorläufig ist nur die Oberfläche der Erde aufgetaut, je länger es taut, desto mehr kommt selbstredend ins Rutschen. Ich ließ daher den Leuten sagen, die, glaube ich, wohl nur auf das Versprechen eines guten Trinkgeldes warteten, sie würden ein solches überhaupt nicht erhalten, wenn

sie nicht sogleich anspannten. Sie erschienen hierauf sofort mit den Ekkas und wir fuhren ab.

Die uns begegnenden Leute erzählten von einem größeren Bergsturze in der Nähe von Chakoti, einem Ort, den wir passieren mußten. Alle hundert Schritte lagen Steine und Erde, oft große Felsblöcke auf der Straße, doch waren überall Kulis zur Stelle, die sehr schnell mit eisernen Stangen und Schaufeln so weit aufräumten, daß die Wagen passieren konnten. Auch an der Stelle, von der man uns erzählt hatte, waren sie gerade bei unserer Ankunft so weit fertig, daß die Ekkas über den Schutt hinüberfahren konnten. Stellenweise waren Stücke der Straße mit hinuntergestürzt. Ich ging an den gefährlichsten Stellen zu Fuß und ließ auch die Leute neben den Wagen gehen, man kann dann wenigstens beiseite springen oder laufen, wenn ein Stein herunterkommt. Merkwürdigerweise sah ich nur kleinere Steine fallen, die größeren Abstürze müssen des Nachts passiert sein. Während des Marsches erfuhr ich die Ursache der großen Geschwindigkeit, mit der der Weg in Ordnung gebracht wurde. Zwei Stunden nach mir sollte der höchste Beamte des Staates denselben Weg reisen, und morgen wird der Bruder des Maharaja, Raja Sir Amar Singh, erwartet.

Im dak bungalow zu Uri sprach ich den angekündigten Minister, der ebenfalls daselbst übernachtete. Er bestätigte mir, daß die Reise jetzt täglich gefährlicher werden wird. Es heißt jetzt, je schneller durch, je besser. Morgen kann man leichter einen Stein auf den Kopf bekommen, wie heute. Ich kann mir nicht recht vorstellen, wie es bei Anhalten des Tauwetters hier werden soll. Es ist mir rätselhaft, daß die Straße nach einem Frühjahr wie dieses, wo so viel Schnee auf den Bergen liegt, überhaupt noch existiert. Der Grund der ganzen Gefahr ist der, daß die Hänge in dieser Gegend fast nirgends aus zusammenhängendem Felsgestein bestehen, sondern daß Felsblöcke und Steine einzeln in die Erde eingeballt sind. Der Marsch am Jhelum war im übrigen herrlich. Das Tal erinnert in seiner Zerrissenheit etwas an das untere Bodetal. An der Bode fehlen jedoch die 10000 bis 14000 Fuß hohen Berge im Hintergrunde, auch sind die steilen Hänge am Fluß dort nicht so hoch wie hier. Das Bodetal ist nicht so großartig, dagegen ist die Bewaldung dort schöner. Am Jhelum liegen viele kahle Berge. Die bewaldeten Hänge sind bestanden mit Kiefern, Lärchen und Zedern. Man sah die langbehaarten, zahmen Kaschmirziegen allenthalben an weniger steilen Stellen umherklettern. Besonders imponierte mir eine grün bemooste Felsschlucht, in der ein herrlicher Gießbach herunterstürzte und in die von der Seite die Sonne schien, auf den nassen Felsen der sonnigen Seite saßen etwa zwanzig braune, prächtige Affen und — lausten sich.

Uri ist noch ganz von Schnee und Eis umgeben. Die beiden englischen Konkurrenten erschienen heute nicht im dak bungalow. Später hörte ich, daß sie sich von ihren Leuten bereden ließen, heute nicht zu starten.

Am nächsten Morgen marschierte ich, da die Karren des Schnees wegen hier liegen bleiben mußten, mit acht Kulis und zwei Packponys los. Ich wollte möglichst nur Ponys nehmen, doch waren nicht genug Tiere zu haben. Der tasil dar (Ortsschulze) wollte sie nicht aus der Hand lassen, da er befürchtete, es könnten für den reisenden Rajah



Eine meiner Ekkas auf der halbverschütteten Straße.

nicht genügend Packtiere übrig bleiben. Es war mein Plan, heute zwei Tagemärsche zurückzulegen, mit einmaligem Wechseln der Kulis am Mittage, ich hörte aber, daß der Rajah in Rampur, der nächsten Station, übernachten werde, und da ich für ihn einen Empfehlungsbrief von Pertab Singh hatte, beschloß ich, ihn dort zu erwarten.

Fünf Räume des dak bungalows waren für den Rajah und seinen Stab reserviert. Die männliche Bevölkerung Rampurs wartete am Eingange des Dorfes auf des Mächtigen Ankunft, um seiner Winke gewärtig zu sein. Bald nach mir traf der Rajah ein und begab sich

gleich vom Pony an seinen Kamin. Er ist ein dicker, untersetzter Mann mit dunklem Schurrbart und trägt mit Ausnahme eines weißen Turbans europäische Tracht. Nach Empfang meines Briefes bat er mich zu sich und fing sogleich an, von Ehlers zu sprechen, der sein guter Freund gewesen sei. Dies zeigt, wie wenige Deutsche Kaschmir seitdem besucht haben. Zum Essen lud mich dann der Privatsekretär des Raja ein. Es wurden mir zu Ehren die sonderbarsten, aber meist gutschmeckenden indischen Gerichte aufgetischt. Der Rajah setzte sich ohne zu essen mit an den Tisch. Die Unterhaltung war sehr amüsant, ich wurde viel über europäische Verhältnisse befragt. Amar Singh bewundert sehr die deutsche Industrie. Es ist auch erstaunlich, wie viele Objekte selbst hier zu Lande „made in Germany" sind. Auf dem Tische stand eine deutsche Lampe, die sieben Rasirmesser des Rajah, die er mir stolz zeigte, sind deutsche, das Okular seiner Kamera ist von Zeiß in Jena, wir tranken Bier aus Bremen. Der Rajah spricht und schreibt fließend englisch. Er ist sozusagen der Ministerpräsident seines Bruders, des Maharaja von Jammu und Kaschmir, welcher einige Jahre hindurch von den Engländern unter Kuratell gestellt war, weil er mit Rußland geliebäugelt haben soll, jetzt aber nominell fast unumschränkte Selbstständigkeit wieder erhalten hat. Es ist zwar ein englischer Resident in Srinagar stationiert, Kaschmir hat aber in der Tat eine viel größere Unabhängigkeit behalten, wie die übrigen indischen Staaten. Die einzige Behörde, deren Ressort die Engländer in die Hand genommen haben, ist das „Game Preservation Department", welches die Kontrolle über das Jagdwesen ausübt. An der Spitze dieser Behörde steht ein englischer Major, Mr. Wigram. Dieser lebt in Srinagar und ist der Form nach dem Maharaja unterstellt. Amar Singh gab mir einen Brief an den Major mit, in welchem er ihn ersuchte, mir behilflich zu sein. Er versprach mir, selbst an alle tasil dars der Orte, die ich berühren würde, ein meine Ankunft ankündigendes Schreiben richten zu wollen.

So kann ich hoffen, in Zukunft nicht solche Schwierigkeiten zu haben, wie ich sie am nächsten Tage mit dem dickfelligen Ortsvorsteher von Baramulla erlebte. Dieser hatte, trotzdem ich ihm vorher Nachricht gab, keinen Finger gerührt, mir Tonga und Ponys zu verschaffen. Erst nachdem ich ihm mitteilte, der Rajah sei mein Freund und ich würde ihm von der auffallenden Faulheit seines Untertanen berichten, war er plötzlich ein ganz anderer Mensch und die Verhandlung mit ihm war sehr einfach. Die Kaschmiri sind im Gegensatze zu den Indern der Ebene eine freche Gesellschaft, mit denen man nur vermittelst Grobheit auskommt. Wissen sie jedoch, daß man Beziehungen nach „oben" hat, dann kriechen sie.

Ich war heute, den 2. März, auf einem ermieteten Reitpony meiner Bagage voraus geritten. Der Mann, der das Pferd zurückbringt, lief,

wie üblich, zu Fuß hinterher. Sehr schnell kam ich nicht vorwärts, da nur ein schmaler Fußpfad durch den auch auf der Straße 2 m hoch liegenden Schnee führte, nebenbei war dieser sehr glatt. Zwei Karawanen schwer beladener Ponys begegneten sich auf diesem Pfade. Ich befand mich zwischen ihnen und konnte hier einmal wieder beobachten, wie furchtbar unpraktisch und unentschlossen die Eingeborenen sind. Bevor jemand daran denkt, auch nur den Versuch zu machen, eine Schwierigkeit auf irgend eine Weise zu lösen, vergeht eine Ewigkeit. Ich schob mein Pferd einige Schritte beiseite in den Schnee, was mit den schwer beladenen Tieren allerdings nicht so einfach geschehen konnte, da sie im Schnee stecken geblieben wären, und beobachtete den Fall etwa eine Viertelstunde lang, ohne einzugreifen. Die Ponytreiber hockten, anscheinend sehr zufrieden, einander gegenüber und unternahmen gar nichts. Schießlich mußte ich, mit Gesten und unartikulierten Lauten Befehle austeilend, die Sache in Gang bringen, was gar nicht so schwierig war. Nach einigem Schneeschippen war die Passage so weit verbreitert, daß die Tiere sich aneinander vorbeizwängen konnten. Man wird sich hier zu Lande immer mehr bewußt, daß man als Europäer diesem Volk doch sehr weit überlegen ist und daß man nicht mit Unrecht als ein höheres Wesen betrachtet wird.

Am Mittage in Baramulla angelangt, wurden mir vom Rajah, der nicht lange nach mir ankam, seine eigenen Ponys, so viel ich haben wollte, zur Beförderung meines Gepäckes nach Srinagar, zur Verfügung gestellt. Wir fuhren dann, der Rajah mit seinem Gefolge in drei Tongas, ich in meiner eigenen, nach Srinagar ab. Bei Baramulla verläßt man das enge Tal des Jehlum und betritt das berühmte Kaschmirtal, das „Tal der Glücklichen“, von dessen Schönheit ein jeder, der es aufsucht, überwältigt ist. In der Form eines Fußtapfens, in einer durchschnittlichen Länge von etwa 150 und einer Breite von beinahe 40 km hingestreckt, umgibt es den oberen Lauf des Jehlum und den Wular-See. Selbst etwa 5300 Fuß über dem Meere gelegen, wird das Tal von herrlichen, mit Zedernwaldungen bedeckten Bergen und in weiterem Umkreise von den Bergriesen des Himalaja, umsäumt. Mir zeigte es sich zunächst nicht von einer sehr freundlichen Seite. Meine Tongafahrt machte ich in starkem Schneegestöber und sah nicht viel Bemerkenswertes, mit Ausnahme Tausender von Enten, die in den nassen Niederungen, südlich des Wular-Sees lagen. Nach Dunkelwerden traf ich in Srinagar, der Hauptstadt, ein. Die einzigen Gäste des Hotels — es gibt nur eins — und Tischgenossen am Abend waren zwei Engländer und zwei amerikanische Vergnügungsreisende, welche letztere sich wohl selbst in dieser entlegenen Ecke Landes und noch dazu bei dieser Jahreszeit, etwas deplaciert vorkamen. Doch schmeckte uns allen unser Nachtpunsch am Kamin anscheinend gut.

Ich hatte zu Hause gelesen, daß Kaschmir noch ein gesegnet billiges Land sei, war daher sehr überrascht gewesen, als mir ein deutscher Herr, der in den letzten Jahren Indien hin und her durchquerte, erzählte, sein Geldbeutel habe Kaschmir in üblem Angedenken. Er bezeichnete ein Portemonnaie als erforderlich, das an Volumen das meinige vielfach übertroffen hätte. Ich hegte gleich den Verdacht, daß hier nicht alles mit rechten Dingen zugegangen sein müsse und beschloß darum, möglichst nicht in den Fußtapfen meines Informators zu wandeln.



Raja Amar Singh im Reisekostüm.

Als ich am folgenden Morgen aus dem Hotel trat, stürzte gleich ein Haufe eingeborener Geschäftsleute auf mich ein. Wie ausgehungertes Raubzeug sehen diese Leute, nach dem für sie kargen Winter, jeden Fremden, den der Frühling bringt, als gefundenes Fressen an. Die nicht englischen Europäer stehen in dem wohl berechtigten Rufe, sich ausnehmend bequem betrügen zu lassen. Ich hatte mir fest vorgenommen, mich vorläufig auf nichts einzulassen, ließ jedoch mehrfach, des Spaßes halber, die Leute ruhig ausreden. Es ist ganz unglaublich, welche Tricks sie sich, schon vorher von meiner Ankunft unterrichtet,

speziell für mich ausgesonnen hatten. Sie hatten herausgefunden, welche deutschen Sahibs, die dort gewesen, ich kannte, zeigten mir Bestellungen von diesen, und baten mich, die bestellten Sachen, welche gerade versandt werden sollten, anzusehen. Sie boten mir Waren zu unglaublich billigen Preisen an, doch sicherlich mit dem Vorhaben, sich dann später um so schadloser zu halten. Augenscheinlich waren alle bemüht, mich von einem Hause, „Cockburn's Agency", fernzuhalten. Dies ist eine sehr reelle, englische Agentur in Srinagar, die einzige ihrer Art. Man wird hier über alles Notwendige, vor allem, was sehr wichtig ist, über die in Kaschmir üblichen Preise, in sehr liebenswürdiger Weise informiert.

Nachdem ich mich genügend über die aufdringliche Gesellschaft der einheimischen Krämer amüsiert, bat ich diese Herren, sich von mir hinwegzuheben. Sie taten es meist erst nach mehrfacher, ernsthafter Aufforderung. Dann verweilte ich längere Zeit bei Mr. Cockburn und übergab ihm mein in Kaschmir zu verbrauchendes Geld, welches ich von meinen Jagdgründen aus ratenweise in kleiner Münze hier abholen lassen muß. Ferner mietete ich Zelte mit Einrichtung und ließ mir die wenigen Geschäftsleute Srinagars, welche nicht allzugroße Gauner sind, nennen. Alle Rechnungen über die Gegenstände, welche ich kaufe, werden vor der Bezahlung durch Cockburn geprüft.

Durch englische Herren in Srinagar war ich vornehmlich vor einem Händler gewarnt worden, der, nach Aussage derselben, ein hervorragendes Talent besitzt, Fremde in seinen Bann zu ziehen und über das Ohr zu hauen. Als ich den Namen hörte, war mir klar, warum der vorerwähnte deutsche Herr in Kaschmir so teuer lebte; es handelte sich nämlich um denselben Geschäftsmann, den mir der Herr als seinen Manager besonders empfahl. Kaschmir ist fraglos eins der billigsten Länder der Welt. Die Arbeit wird so gering bezahlt, daß z. B. die mit der Hand getriebenen Silberarbeiten, auch auf Bestellung angefertigt, im Laden so gekauft werden, daß man sie gegen Silberrupies abwiegt. Man zahlt dann noch nicht einmal alle abgewogenen Rupies, sondern statt einer Rupie (= 16 annas) nur 14 annas. Dies hat seinen Grund in der Beschaffenheit der Silbermünzen. Die Holzschnitzereien und Seidenstickereien sind prachtvoll, die Muster zu denselben bieten die in Kaschmir wachsenden Bäume und Blumen. Ich werde diesen Sachen erst nach Beendigung meiner Jagdtour nähertreten.

Die Preise der Lebensmittel würden manche europäische Hausfrau erfreuen. Das Dutzend Eier kostet in Kaschmir 15 bis 25 Pf., das Huhn 20 bis 40 Pf., der ausgewachsene Hammel 4 bis 6 Mk.

Es war sehr unpraktisch von mir gehandelt, daß ich mir dicke Jagdanzüge aus Deutschland mitgebracht habe. Die landesüblichen

Kleidungsstücke sind wie überall, so auch hier, am besten brauchbar. Ich erstand mir einen schönen Schafpelz für 22 Mk., der, wenn ich es wünsche, nach 4 Monaten für die Hälfte des Preises wiedergenommen wird, ferner einen dicken Jagdanzug aus „pattoo", einem hier verfertigten Wollstoffe, Schuhe aus pattoo, welche unter Strohsandalen getragen werden, Wollstrümpfe, Lederstrümpfe, über die feste, mit Nägeln beschlagene Sandalen gehören, usw. Alles wurde nach Maß binnen zwei Tagen gut angefertigt.

Ich lernte den englischen Vize-Residenten, Major Windam, kennen und unternahm mit ihm am Nachmittage einen Spaziergang. Es war



Srinagar, vom Jehlum aus gesehen.

herrliches, stilles Wetter, ein schöner Frühlingstag. Von allen Seiten blicken auf Srinagar die Schneeberge hinunter, sie leuchteten magisch in der Abendsonne.

Der Jehlum-Fluß, von dem sich mehrere Kanäle abzweigen, bildet die Hauptverkehrsstraße in der Stadt. Wohl noch mehr wie in Venedig, spielt sich in Srinagar das Leben auf dem Wasser ab. Unzählige Boote jeder Größe dienen als Transportmittel. Selbst auf dem Wasser kann man sich der Händler kaum erwehren, die ihren halben Laden auf den Fahrzeugen mitführen und auf das Boot des Sahibs eine förmliche Jagd machen. Die großen, sogenannten Hausboote, in denen im Frühling und Sommer die hier eintreffenden Engländer zum größten Teile leben,

haben noch öde Fensterhöhlen. Die Häuser der Stadt sind aus Holz gebaut und ähneln den Schweizerhäusern.

Am Abend war ich beim englischen Residenten Mr. Colvin und seiner liebenswürdigen Frau zu Tisch eingeladen. Da ich alle zivilisierten Kleidungsstücke in Ravalpindi gelassen hatte, mußte ich im Jagdkostüme erscheinen. Der Resident und seine Frau hatten, um mich nicht ob meines wenig festlichen Gewandes erröten zu lassen, ebenfalls keine Abendtoilette angelegt. Ich traf noch einen zweiten Gast, Mr. Hamilton, dort, der heute aus England angekommen war. Er erzählte ebenfalls tolle Geschichten von den Bergrutschen.

Tags darauf traf mein schikari „Rehim Joo" ein. Ich hatte ihn durch Cockburn schon von Deutschland aus für mich engagiert. Er soll einer der besten schikaris des Landes sein und hat schon mit einem Vizekönige gejagt. Wir schmiedeten zusammen Pläne für die nächste Zukunft. Zuerst jage ich auf den Rothirsch, da dieser Ende März das Geweih abwirft. Hierzu müssen wir uns in der Nähe des Kaschmirtales halten. Dann wollen wir weiter nach Osten in die Berge gehen, soweit wie es die Zeit zuläßt, zur Jagd auf Bären, Leoparden, Steinböcke etc. Ende Mai denke ich nach Srinagar zurückzukehren, um es zum Schlusse noch nordwestlich von Baramulla, im Kajnag Gebirge, auf den „Markhor" (Schraubenziege) zu versuchen. Zur Jagd im Kajnag-Gebirge mußte ich mir eine besondere Erlaubnis verschaffen. Für die übrigen Gegenden gilt ein Jagdschein, der alles in allem 60 Rupies kostet.

Am 5. März war ich mit drei englischen Herren zusammen beim Vizeresidenten zu Tisch. Ich kenne jetzt alle Engländer, die im Winter in Srinagar leben.

Der Maharaja war durch seinen Bruder, Amar Singh, von meiner Anwesenheit unterrichtet worden und ließ mir mitteilen, er würde sehr erfreut sein, mich zu sehen. Nachdem mein Gepäck am 6. März vormittags auf eine Dunga, ein mit Schilfmatten überdachtes Boot, das mich in den nächsten Tagen den Jehlum hinauf befördern soll, verladen war, machte ich beim Maharaja meine Staatsvisite im Jagdanzuge. Der am Flusse gelegene, alte, aber äußerlich wenig schöne Palast ist inwendig durch die schöne Ausstattung mit Kunstgegenständen aus Kaschmir, Tibet und China sehr interessant. Man führte mich an Wachen und einer Schar von Beamten vorbei, in den Empfangssaal. Der Maharaja, wie sein Bruder ein kurzer, wohlbeleibter Mann, trat ein und bat mich, auf einem Stuhle, deren mehrere in einer Reihe nebeneinander in der Mitte des Saales stehen, rechts neben sich Platz zu nehmen. Auf seine linke Seite setzte sich sein Bruder, der Rajah, derselbe diente als Dolmetscher, da der Fürst nur sehr gebrochen Englisch spricht. Die Unterhaltung gedieh nicht über einige Fragen und den

Austausch von Liebenswürdigkeiten, wie man sie sich in Indien in überschwänglichem Maße zu sagen pflegt, hinaus. Seine Hoheit sind etwas langweilig, es soll vorkommen, daß dieselbe im Gespräche einschlafen und anfangen zu schnarchen. Ich verabschiedete mich bald. Der Maharaja kehrte in das Nebenzimmer an seinen Kamin zurück, wo, wie ich im Vorbeigehen wahrnahm, drei seiner Beamten sich mit Schriftstücken vor ihn hockten, und anscheinend sich zum Vortrage anschickten.

Sir Amar Singh zeigte mir hiernach seine Menagerie lebender Tiere, sein in europäischem Stil gebautes Haus, die großartige Geweih- und Gehörnsammlung und das am Flußufer, vor seiner Villa liegende, sehr hübsch eingerichtete Hausboot. In der Sammlung sah ich zum ersten Male das starke Geweih eines angeblich auf dem Tien-Schan und dem Pamir lebenden Rothirsches, des Cervus eustephanus. Es ist nicht der „Maral"-Hirsch des Altai, auch nicht der „Barasingh" oder „Hangul" Kaschmirs. Das Geweih zeichnete sich aus durch die nach außen stehenden, mächtigen Enden. Der Rajah versprach mir ein Bild von sich und bat mich um das meinige. Er zeigte mir eine Photographie von Ehlers, welche dieser ihm verehrte. Es war höchst komisch, wie der Rajah während der Besichtigungen stets meine Miene beobachtete, um zu sehen, ob mir seine Schätze auch genügend imponierten. Ich bemühte mich, möglichst erstaunt auszusehen. Während der ganzen Zeit folgte uns ein Troß von Offizieren und Beamten.

Des Nachts schlief ich schon auf meinem Boote, wo mir ein kleiner Wohnraum, ein Schlafgemach und ein Waschraum zur Verfügung steht. Die Abteile sind durch Vorhänge voneinander getrennt. Als ich am nächsten Morgen aufwachte, waren wir auf der Reise.

---

## VII.

## Am Arput-Flusse. Jagd auf Hirsche, Bären und Leoparden.

Die Fahrt geht den Jehlum aufwärts. Das Boot wird an Seilen vom Ufer aus durch den Bootsmann, seine Familie und ein paar Kulis abwechselnd gezogen. Die Bootsleute, meine beiden Diener und Rehim Joo hausen auf dem hinteren Teil des Schiffes. Das Wetter während der zwei Tage meiner Wasserfahrt war leider regnerisch, und wenig Aussicht auf die Umgebung vorhanden. Am 9. März abends landeten wir bei strömendem Regen bei Islamabad, im südöstlichen Teil des Kaschmirtales gelegen. Die Nacht hindurch blieb ich im Boote. Des Morgens weckte mich das trompetende Geräusch, das die Leute verursachen, wenn sie am Flußufer ihre Toilette machen, wobei das Reinigen der Kehlen und Nasen die Hauptrolle spielt.

Mein Gepäck wurde in Lasten eingeteilt. Zwölf Kulis erhielten dasselbe auf den Rücken gebunden und wir zogen landeinwärts. Rehim Joo ist in Islamabad zu Hause. Ich folgte seiner Einladung und trank in seinem hübschen Holzhause, während das Gepäck vorausmarschierte, eine Tasse Tee. Rehim ist dreifacher Häuserbesitzer, er gilt unter seinesgleichen als reicher Mann. Ein von ihm eingefangener Fasan ging im Zimmer spazieren. Die hier vertretene Art der Himalaja-Fasanen ist schwerer und niedriger auf den Ständern, wie die unsrigen. Die Hähne haben den Federschopf eines Pfaues, auch die Färbung des Halses und des Rückens ist eine ähnliche. Die Brustseite ist tief schwarz, der Stoß braun und sehr kurz.

Bei Beginn des Marsches bemerkte ich, daß es ziemlich ausgeschlossen war, mit meinen nagellosen Jagdschuhen, die ich heute noch angezogen hatte, auf dem glatten, nassen Lehmboden vorwärts zu kommen, nahm deshalb für mich und für Rehim Joo einen Pony. Es ging den Arputfluß hinauf, dessen Tal von Islamabad aus in nordöstlicher Richtung in das Gebirge führt. Das Gelände steigt schnell an und wir konnten bald, zurückblickend, das Kaschmirtal zu unseren Füßen sehen. Bei Searpoor, am südlichen Ufer des Arput, beschlossen

wir, das Lager aufzuschlagen, und hiermit eine Nullah (Tal eines kleinen Nebenflusses) zu besetzen. Das Aufschlagen des Zeltes in einer Nullah — hier war es ein kleines Tal, das von dem Haupttal des Arputflusses abzweigt — bedeutet für den ersten Ankömmling den Besitz derselben als Jagdrevier. Rehim Joo hat hier vor kurzem einen Vierzehnender und zwei Zehner-Hirsche gesehen. Der schikari meiner Reisegenossen, der beiden Engländer, ist auch aus dieser Gegend und so traf es sich merkwürdigerweise, daß sie ebenfalls gerade diese Nullah aufsuchen wollten. Die Verspätung die sie auf ihrer Reise erlitten, war für sie verhängnisvoll, und sie werden nun ein anderes Revier wählen müssen.



Erstes Aufschlagen der Zelte.

Mein erster Lagerplatz ist herrlich gelegen. Nach der einen Seite hin überblicke ich den größten Teil des Kaschmirtales und den gewaltigen Gebirgszug, der dasselbe von der indischen Ebene trennt. Nach der entgegengesetzten Seite sehe ich das Tal des Arput hinauf. Hier schieben sich die mit Cedern und Kiefern bewaldeten Berge kulissenartig in das Tal hinein, und im Hintergrunde liegen die mit ewigem Schnee bedeckten Höhen. Nach Nordwesten hin sehe ich über das Tal des Arput hinüber, gegen felsige, kahle Hänge und hinter mir grenzen Zedernwald und Berge dicht an das Zelt. Das Kaschmirtal

ist frei von Schnee, doch stehen viele Teile unter Wasser, so daß es in der Abendsonne wie ein See glitzert. Alle höher gelegenen Punkte, auch das Arputtal, liegen noch ganz oder zum Teil im Schnee. An den für die Zelte bestimmten Stellen wurde der fußhohe Schnee hinweggeschaufelt. Mein Zelt ist ein sogenanntes Kabul-tent mit doppeltem Dach, aus dickem Stoff, geräumig und mit kleinem angrenzenden Baderaume versehen. Ein solches Zelt gehört zur Equipierung jedes englischen Offiziers in Indien. Mit Stroh, wasserdichter Decke und Zeltteppich als Unterlage, bietet es eine recht gemütliche Behausung. Ein anderes, geräumiges Zelt ist vorhanden für meine Leute. Ein drittes dient bei Regenwetter als Küche. Das vierte ist nur winzig klein, es soll mir, ohne daß ich meinen Lagerplatz zu verlegen brauche, für einzelne Nächte in entfernteren Teilen der Berge, als Unterschlupf dienen. Mein ständiges Personal besteht jetzt aus: schikari Rehim Joo, Abdullah und Nuralum Khan, dem zweiten schikari Lhasso und vier von Rehim Joo schon seit Jahren angelernten Kulis. Von diesen letzteren geht einer täglich als „Tiffin-Kuli" mit auf Jagd, um das Frühstück, Mantel usw. zu tragen. Zwei von ihnen dienen als Läufer. Sie müssen nach Islamabad oder Srinagar eilen, um Lebensmittel, die Post oder Geld zu holen. Der vierte Kuli macht sich vornehmlich durch Herbeischaffen von Brennholz nützlich. Alle Viere sind jagdlich gut zu gebrauchen, da sie sich auf Fährten verstehen und vorzügliche Augen haben. Lhasso und die Kulis stießen in Islamabad zu uns.

Am ersten Abende des Lagerlebens blieb ich zu Hause und besah mir mit meinem Glase die umliegenden Hänge, jedoch ohne Wild zu entdecken. Am 11. früh, im Dunkeln, brachen wir auf nach den felsigen Bergen auf der anderen Seite des Arputtales. Ich ging zum ersten Male in den sogenannten „grass shoes". Diese aus Reisstroh verfertigten Sandalen werden mit ebenso hergestellten Stricken um den Fuß gebunden, darunter trägt man die „Pattoo"-Schuhe und wollene Socken, an denen die große Zehe apart gestrickt ist. Das dicke Seil führt zwischen der großen und den übrigen Zehen hindurch. Es kostete einigen Kraftaufwand und Schmerz, meiner großen Zehe die erwünschte neue Richtung, mehr nach außen gerichtet als bisher, zu geben. Hat man die Sandalen erst einmal an, so sind sie äußerst angenehm. Man geht mit ihnen, auch auf den glattesten Felsen und hartgefrorenem Schnee ganz sicher. Feuchtigkeit lassen sie zwar natürlich sofort durch, doch halten sie auch die nassen Füße sehr gut warm. Die Grasschuhe werden von den Kulis geflochten, man braucht für jeden Tag ein neues Paar, da sie sich schnell abtragen.

Beim Aufstiege auf der anderen Talseite erlebten wir einen herrlichen Sonnenaufgang, der das Gebirge im Süden des Kaschmirtales in

eine glitzernde Schneewand verwandelte, während die Täler noch in tiefem Schatten lagen. Mir kam das Klettern an den steilen Schneehängen und zwischen den Felsen zuerst etwas unheimlich vor, doch die Grasschuhe und der Bergstock machten mich immer sicherer. Der Schnee trug des Morgens sehr gut. Ich konnte eine starke Sau schießen, ließ sie aber laufen, da ich auf Hirsche jagte und weil alle meine Leute Mohammedaner sind. Zum bei weitem größten Teile sind die Bewohner Kaschmirs Mohammedaner, zum kleineren Teile Hindus. Im Osten des Landes ist die Bevölkerung buddhistisch und verehrt den tibetanischen Lama in Lhassa als Oberhaupt.

Wir trafen kein Rotwild an, fanden nur eine Leopardenfährte und waren am Mittag wieder im Lager. Hier empfing uns die Nachricht, daß zwei Hirsche nicht sehr weit von den Zelten gesehen worden seien. Am Nachmittage setzte ich mich in einem Waldtale an, sah aber nur einen Spießer. Ein Kuli begegnete am Abend einem starken Hirsche, nur einige hundert Schritte von der Stelle entfernt, wo ich saß.

Der nächste Tag galt diesem Hirsch. Ein Pürschen ist, des hohen Schnees wegen, ausgeschlossen, da man zu viel Lärm macht. Der Hirsch wurde frisch gespürt und dann der Versuch gemacht, ihn zu „drücken“. Von 8 Uhr morgens an bis 4 Uhr nachmittags saß ich an einem Hange, das schönste Panorama vor mir. Es kamen mir jedoch nur drei Stück Mutterwild. Das Wild sieht fast genau so aus, wie unser Rotwild.

Am 13. wurde in tiefer gelegenen Bergen gejagt. Der Schnee war aber auch hier knietief und trug nicht. Wir spürten viel Wild, waren einmal einem starken Hirsche ganz nahe, aber der Wald war zu dicht, und ich sah den Hirsch erst auf über vierhundert Schritte Entfernung einen Berghang hinaufziehen. Es war ein Zehner oder Zwölfer mit sehr breiter Auslage. Auch er kam nur sehr mühsam im Schnee vorwärts. Weitere Versuche, ihm beizukommen, schlugen fehl. Ich kampierte die Nacht in meinem kleinen Zelte, in der Nähe eines Dorfes. Von hier aus konnten wir des Abends spät mit dem Fernglase einen Zehner, am Berghange herumbummelnd, beobachten. Er war in Luftlinie nur etwa $1^1/_2$ km entfernt, doch leider für heute unerreichbar. Die Tagesarbeit war hart gewesen, wir waren über zwölf Stunden unterwegs. Ich bin gewiß an fünfzig Male hingefallen und meist in einen Dornbusch, da das Unterholz aus solchen besteht. Man kann sich kaum einen Begriff von den Schwierigkeiten des Vorwärtskommens machen. Rehim Joo habe ich nur selten fallen sehen. Er ist ein großer, sehr strammer Mann und mir im Gehen, wenigstens in diesem Gelände, vorläufig über. Abends, nachdem schikari und Kulis sich zum Schlafe in das Dorf begeben, hockten mehrere Dorfbewohner am Feuer bei meinem Zelte nieder und schwatzten. Ich suchte sie durch Handbewegungen zu verscheuchen. Sie setzten

sich jedoch in einiger Entfernung wieder hin und waren trotz meiner Bemühungen nicht gänzlich los zu werden. Schließlich gab ich die Verfolgung auf. Am nächsten Morgen erfuhr ich, daß die Dorfschulzen verpflichtet sind, das Lager eines in der Nähe ihres Dorfes übernachtenden Sahibs bewachen zu lassen. Das ganze Dorf wird zur Verantwortung gezogen, wenn dem hohen Herrn etwas passiert. Auch hier in Kaschmir, wo die Engländer noch nicht regieren, verstehen sie es doch, ihren Einfluß zugunsten der Sicherheit des Europäers energisch geltend zu machen.

Ein Holzhauer erzählte uns, er habe einige Tage vorher vier starke Hirsche in einem Rudel gesehen. Die Sache erschien uns glaubwürdig, ich ließ daher mein kleines Zelt in der Gegend, die der Mann bezeichnete, aufschlagen. Ich mußte während der letzten Tage selbst kochen. Vorzügliche Dienste leistet das aus Bombay mitgebrachte, getrocknete Gemüse. Ein Paketchen von der Größe einer Streichholzschachtel enthält eine volle Tagesration. Fleisch hatten wir vom Hauptlager mitgebracht.

Wir konnten am 15. nichts von den vier Hirschen entdecken, trotz Abspürens eines ganzen Gebirgskammes, und kehrten mittags zum Zelt zurück, nachdem ich einen, auf einem Felsen aufgehakten Adler, vorbeigeschossen hatte. Man sieht täglich eine grosse Anzahl von verschiedenen Adlern. Beim Zelte beobachtete ich, wie die Leute ihren Mittagstee kochten und schlürften. Sie warfen in ein Gemisch von Milch und Wasser, Tee und Salz hinein, dies Gebräu wurde dann gekocht. Ich kam ihrer Einladung, das Getränk zu kosten, nach, mußte aber erklären, daß mein Tee mir besser schmecke. Wir traten dann den Rückmarsch zum Hauptlager an.

In den Dörfern beobachte ich stets, zu meinem großen Spaße, die Wirkung, die mein Erscheinen auf die verschiedenen Einwohner ausübt. Die Männer wünschen meist, mit einer Verbeugung, ein freundliches „Salaam Sahib". Die Weiber treten einen schnellen aber ruhigen Rückzug an, um sich vor den Augen des Fremdlings zu verbergen. Die Kinder reißen oft, von großem Schrecken erfaßt, aus. Zu meinem furchtbaren Äußern mag die schwarze Schneebrille, die ich meist trage, beitragen.

Am Nachmittage war Schlachtefest. Für vier Rupies erstand ich einen Hammel aus dem nahegelegenen Dorfe. Die eine Hälfte desselben schenkte ich meinen Leuten. Diese essen in der Regel nur Reis und Brot, aber den Luxus des Fleisches genießen sie auch gelegentlich gern.

Der immer tätige schikari hatte inzwischen, nur dreihundert Schritte von meinem Zelte entfernt, die frische Fährte zweier Leoparden entdeckt. Diese Nachricht brachte auch mich wieder in Gang. Wir machten auf einem Baume am Rande des Waldes einen Hochsitz zurecht, und vor

Dunkelwerden saß ich auf demselben. In der Nähe des Baumes wurde ein Hund angebunden. Hunde sind besondere Leckerbissen für Leoparden, ihr Gebell lockt diese von weither an. Als es dunkel wurde, sah ich auf dem Schnee einen schwarzen Gegenstand sich dem Hunde, der ab und zu etwas kläffte, nähern. Leider erkannte ich in ihm bald nur eine Sau, die ohne dem Hunde Beachtung zu schenken, auf zehn Schritte Entfernung an ihm vorbeizog. Der Hund, es war noch ein junges Tier, verhielt sich von diesem Momente an mäuschenstill. Das Erscheinen der schwarzen, großen Gestalt mußte ihm wohl seine hilflose Lage zu Gemüte geführt haben, und daß es besser sei, nicht die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Anscheinend schlief er auf seinem Strohlager ein. Dies verdarb mir den Erfolg, denn kurz darauf sah ich einen Leoparden auf etwa achtzig Schritte vorbeischleichen. Er war augenscheinlich auf das Bellen hin gekommen, doch glaubte er nun den Hund entflohen und stahl sich dem Dorfe zu. Wie gern hätte ich den kleinen Köter einmal in den Schwanz gekniffen. Ich zog betrübt nach Hause, es wurde jetzt zu dunkel zum Schießen.

Den folgenden Tag verbrachte ich zum größten Teile schreibend und lesend im Zelte. Es regnete in Strömen. Abends sollte der Leoparde überlistet werden. Eine Anzahl Schafe und Ziegen wurden in den Wald getrieben. Der Schäfer brachte dann von dort aus die Herde nach Hause und band im Vorbeigehen eine Ziege vor dem Baume, auf dem ich saß, an. Allein zurückgelassen, fing sie ein fürchterliches Geblöke an. Dies wirkte überraschend schnell. Schon nach ein paar Minuten sah ich im Tannenwalde, den Berghang hinunter, den Leoparden sich anpürschen. Am Rande des Waldes setzte er zum Sprunge auf die Ziege an. In diesem Momente schoß ich, ungefähr spitz von vorne auf den Stich haltend; er warf sich herum und verschwand in schnellen, kurzen Sätzen, augenscheinlich krank. Auf dem Anschusse fanden wir Schweiß und Schnitthaare. Da es dunkel wurde, ging ich ihm in Begleitung von Rehim Joo nur ein paar Schritte mit gespannter Büchse nach. In nächster Nähe war jedoch nichts zu sehen. Weiter durften wir jetzt nicht folgen, da wegen der Dunkelheit im Walde unsere Chancen, bei einem etwaigen Angriffe des Leoparden, sehr verringert wurden. Wir hofften bestimmt, ihn am nächsten Morgen zu finden.

Frühmorgens erschienen wir wieder mit den verschiedensten Mordwaffen. Der Besitzer der Ziege, die am Abend, wohl ohne ihre überstandene Lebensgefahr zu ahnen, nach Hause gezogen war, erschien auch, aufs höchste kampfbegierig, mit einem Beile. Leider half uns das alles nichts. Es hatte Nachts stark geregnet, die Schweißfährte war auch im Schnee schwer zu halten, und wir mußten die Sache nach stundenlanger Suche aufgeben. Wir kletterten vielfach durch meter-

hohen Schnee, durch Felsgeröll und Gestrüpp. Ich versuchte schließlich gar nicht mehr von meiner Berechtigung, auf zwei Beinen zu gehen, Gebrauch zu machen, sondern kroch auf allen Vieren.

Natürlich war es recht ärgerlich für mich, den ersten Leoparden, den ich zu Schuß bekam, anzuschweißen und nicht zu finden. Ich muß etwas zu kurz geschossen haben.

Der 17. brachte ein Pflaster auf diesen Schmerz. Es ging früh morgens auf den Hirsch. Meine Taktik bestand darin, ein paar Leute einer frischen Hirschfährte nachgehen zu lassen und mich an geeigneten



Meine Kulis mit Barasingh-Geweih.

Stellen vorzustellen. Die Hirsche können im Schnee nur langsam vorwärts, gehen daher nicht weit vor ihrem Verfolger. Nach dreistündiger Arbeit kam mir ein Hirsch, dessen Fährte wir verfolgten, flüchtig auf hundert Schritte über eine kleine Blöße. Ich schoß ihn glatt vorbei und der Hirsch verschwand in einer Dickung. In dieser mußte er am Berghange entlang klettern, während ich im Tale etwa fünfhundert Meter weit vorlaufen konnte. Ich stellte mich dann in der Mitte des Hanges noch einmal vor. Der der Fährte folgende Mann war instruiert, ab und zu zu flöten, damit die Richtung erkennbar war. Das Flöten kam näher und näher, und schließlich stand der Hirsch, verhoffend, auf achtzig

Schritte Entfernung vor mir. Im Schuß verschwand er, den Hang hinunterstürzend. Schnell vorlaufend, sah ich ihn verendet dreißig Schritte unterhalb des Anschusses liegen. Er hatte Hochblattschuß.

Endlich war ein Erfolg zu verzeichnen, der durch viele Anstrengungen und Schwierigkeiten redlich verdient war. Der Hirsch ist ein guter Zehner, mit breiter Auslage und langen, weißen Enden. Die Geweihe der Kaschmirhirsche unterscheiden sich dadurch von denen der unsrigen, daß die Eissprosse stets länger ist als die Augensprosse. Die Figur und Färbung ist ziemlich genau dieselbe, wie die unseres Rothirsches. Auch das Gewicht wird etwa dasselbe sein. (Der Direktor des Zoologischen Gartens in Berlin, Herr Dr. Heck, machte mich auf den auffallend kleinen Spiegel des Kaschmirhirsches oder „Hangul" und auf die ausnehmend starken Läufe aufmerksam, die das Gebirgstier verraten.) Einzelne Geweihe reichen an die unserer besten deutschen Hirsche heran, doch muß man viel Glück haben, um ein solches zu erbeuten.

Tags darauf zog ich mit dem kleinen Zelte in eine neue Gegend, die jedoch auch noch an das Arput-Tal anstößt. Beim Ansitz, des Abends, auf einen Leoparden, erschienen zwei Schakale, trotzdem ich sie mehrmals fortjagte, immer wieder. Sie wollten durchaus die angepflöckte Ziege umbringen. Es war amüsant zu sehen, wie futterneidisch sie aufeinander waren, sobald der eine sich näherte, kam auch der andere sofort wieder angeschlichen, um den Raub zu teilen. Der Leoparde blieb unsichtbar.

Die beiden nächsten Tage verfolgten wir einen kapitalen Zehner, den Rehim mit seinem Teleskop an einem Berghange entdeckt hatte. Es ist fabelhaft, wie gut er mit dem Glase beobachtet. Ich konnte nichts finden, bis er mir das Glas auf das hinter Büschen verdeckte Geweih einrichtete. Doch alle Versuche auf diesen Hirsch mißglückten. Einen Achter konnte ich schießen, und wir sahen viel Wild. Am 20. abends kamen wir bei strömendem Regen heim zum Hauptlager.

Am 21. schneite es sehr stark, und die Wolken hingen so tief, daß auf den Bergen zeitweise nichts zu sehen war. Trotzdem gingen wir hinaus und kamen in die schönste Waldgegend, die ich bisher hier angetroffen. Die Zedern sind zum Teil über zwei Meter dick und von riesiger Höhe. Leider liegen viele von ihnen am Boden. Die Leute haben hier die schlechte Angewohnheit, sich gerade aus den schönsten Bäumen ihr Brennholz herauszuschlagen, sie hauen die Bäume unten an, bis sie eines Tages umfallen. Die Wälder gehören alle dem Staate. Es gibt zwar genaue Vorschriften über die Rechte der Eingeborenen, sie dürfen nur kleines Holz unentgeltlich schlagen, größeres sollen sie kaufen, doch ist es unmöglich, mit den wenigen Angestellten die Kontrolle durchzu-

führen. Wir sahen heute mehrmals Fasanen. Mehrere der bunten Hähne strichen vor uns unter sonderbaren, zwitschernden Lauten, heraus und baumten auf. Es war ein schöner Tag, doch ein erfolgloser.

Zwei zur Beobachtung ausgeschickte, ortskundige Leute hatten am Nachmittage einen Leoparden beobachtet, der einen geringen Hirsch beschlich. Am Abend machte ich wieder einen vergeblichen Versuch mit einer Ziege.

Am Tage darauf statteten wir einer Bärenhöhle, die sehr hoch am Felsenhange liegt, unseren Besuch ab. Vor derselben fanden wir



Bärenhöhle.

auf dem frischen Schnee Bärenhaare. Es war anzunehmen, daß der Bewohner zu Hause sei. Die Bären sehen, wenn das Frühjahr naht, öfters einmal hinaus und kehren dann, wenn es ihnen noch zu winterlich erscheint, zurück, um noch etwas weiter zu schlafen. In diesem Jahre werden sie wohl manchesmal nach einem Ausguck enttäuscht und hungrig ihre Lagerstatt wieder beziehen müssen. Um den Bären herauszubringen, wurde in dem engen Eingange der Höhle Gras angesteckt, und ich faßte auf dem Felsen darüber, schußbereit Posto, aber es regte sich nichts. Nach längerem Warten schoß ich in die Höhle hinein, doch auch hiernach kam der vermeintliche Insasse nicht zum Vorschein, er muß doch bereits ausgewandert sein. Einen großen

Spaß bereitete uns noch ein kleiner Kuli. Dieser, der einzige, der in den schmalen Eingang hineinpaßte, erbot sich, in die Höhle hineinzukriechen und sich, mit einer Kienfackel bewaffnet, darin umzusehen. Seine Beine sahen noch aus dem Eingange heraus, da fing er plötzlich an, aufgeregt zu strampeln. Man zog ihn im Nu wieder heraus. Mit, soweit es dem gelben Manne möglich war, bleichem Gesichte erklärte er, der Bär habe vor ihm gebrummt, doch man hörte nichts, als ein schallendes Gelächter unsererseits.

Am Nachmittage jagten wir auf einen Hirsch, der aber wieder so schlau war, immer da zu wechseln, wo ich nicht stand. Es war prachtvolles, warmes Frühlingswetter. Die schneefreien Hänge bedecken sich jetzt mit gelben Sternblumen und Alpenveilchen. Ich lag heute abend lange, auf den Hirsch wartend, auf einer Bergkuppe. Die hinter den weit entfernten Schneebergen untergehende Sonne spiegelte sich in den Wasserflächen des Kaschmirtales. Reiher und Wasservögel strichen darüber hin und über den Bergen kreisten majestätisch die Adler. Man hat hier viel Zeit zum Nachdenken. Die Verhältnisse zu Hause sieht man aus der Ferne mit ganz anderen Augen an. Vieles im eigenen Leben, was sonst eine Rolle spielt, erscheint sehr nebensächlich und kleinlich. Meine Stimmung und die Umgebung heute abend erinnerten an die Worte:

„Doch ist es jedem eingeboren,
Daß das Gefühl hinauf und vorwärts dringt,
Wenn über uns, im blauen Raum verloren,
Ihr schmetternd Lied die Lerche singt,
Wenn über schroffen Fichtenhöhen
Der Adler ausgebreitet schwebt,
Und über Flächen, über Seen,
Der Kranich nach der Heimat strebt."

Auch die nächsten zwei Tage waren jagdlich ergebnislos. Einmal kam mir ein lange verfolgter, guter Hirsch endlich zu Schuß, doch ich mußte entdecken, daß er bereits abgeworfen hatte. Etwa vom 20. März an pflegen die guten Hirsche abzuwerfen, doch bei dem diesjährigen rückständigen Wetter hätte er auch etwas länger warten können. Ein anderes Mal zog an einem Hange ein Zehner auf dreißig Schritte an mir vorbei, doch in einer kleinen Schlucht so verdeckt, daß ich nur das Geweih sehen konnte. Als ich an die geeignete Stelle kam, war es zu spät.

Die Kaschmiri hier in den Bergen gefallen mir immer besser. Es sind schöne, kräftige Leute, meist mit großen, feinen Hakennasen. Ihre Hautfarbe ist gelb und bräunlich. Sie sind geborene Jäger. Es ist bewundernswert, wie sie einer auf felsigem Boden kaum erkennbaren Fährte nachgehen. Wenn sie dann eine Bergseite abgespürt haben,

wird Kriegsrat gehalten. Alles redet durcheinander. Es ist ein förmlicher Genuß, die Leute mit ihren interessanten Gesichtern und lebhaften Gesten dabei zu beobachten. Sie machen einen viel biedereren Eindruck, wie ihre Brüder in Srinagar. Diese, wenigstens die Händler unter ihnen, sind verdorben durch die Berührung mit den Europäern. Jeder Sahib ist ihnen gegenüber ein Krösus, und sie betrachten es als Sport, ihn zu beschwindeln.



Zedern am Hange.

Am 26. verließ mich meine schon zu lange währende Pechserie. Ein Mann aus der Gegend hatte beim Grasschneiden auf den Bergen einen starken, schwarzen Bären gesehen und seine Höhle gefunden. Er führte uns frühmorgens in dichtem Nebel dorthin. Der Anmarsch war eine schwierige Kletterpartie durch steile Felsen. In der Nähe der Höhle angelangt, mußten wir uns niederlassen und warten, bis endlich die Sonne den Nebel überwältigte. Dann schlichen wir von oben her an die Höhle heran. Aus derselben war ab und zu ein leises Knurren vernehmbar. Des schikaris Gesicht verklärte sich, er entnahm aus den Lauten, daß mindestens zwei Bären in der Höhle sein müßten. Ich stellte mich schußbereit einige Meter über die Öffnung und es wurde Lärm gemacht. Als noch nichts erschien, sah der Finder der Höhle

neugierig von der Seite in diese hinein. Schleunigst fuhr er aber wieder zurück, er hatte den Bären in einer Ecke sitzen sehen. Ich ging nun an die Seite der Öffnung, stellte den schikari und den Mann zwei Meter über mir auf dem Felsen auf, um mir schnell hinaufhelfen zu können, trat vor und schoß auf den schwarzen Klumpen, der mir in der Höhle sichtbar war. Binnen einer Sekunde stand ich wieder auf dem Felsen und ein mächtiger Bär stürzte mit lautem Gebrüll heraus. Er sah seinen Angreifer nicht und wollte den Hang hinunter flüchten. Hierbei erhielt er, noch auf zehn Schritt Entfernung, meinen zweiten Schuß, schräg von hinten durch den ganzen Körper. Er brach zusammen und fing nun, im Verenden, eine Rutschpartie an, die erst dreihundert Meter unterhalb der Höhle endigte. Der erste Schuß hätte ihn auch wohl nicht mehr weit gehen lassen, er saß hoch weidewund. Ich hatte schnell die zweite Büchse bei der Hand und wartete auf den nächsten Bären. Dieser zeigte sich aber nicht, sondern wir fanden, bald dreister vorgehend, in der Höhle zwei, etwa zwei Monate alte männliche Bären, die wir, da sie noch nicht verteidigungsfähig waren, leicht einfingen. Sie sind, wie alle Bärenkinder, sehr niedlich. Ich gedenke sie groß zu ziehen, und wenn möglich, nach Europa zu transportieren. Die Erlegte ist eine kapitale Bärin, die Decke mißt etwa zwei Meter, von der Nase gemessen, bis zum nicht vorhandenen Schwanz. Die Decke ist jetzt, am Schluß des Winters, so gut und langhaarig, wie zu keiner anderen Jahreszeit.

Es gibt in Kaschmir zwei Arten von Bären. Der schwarze Himalaja-Bär (ursus torquatus) ist in Kaschmir weit verbreitet, er lebt in der Nähe der Täler und kommt oft bis in die Gärten der Dörfer. In der Regel geht er nicht bis in die Region des ewigen Schnees hinauf. Auf der Brust des Bären befindet sich ein hufeisenförmiger, weißer Fleck. Höher in den Bergen, in der Schneeregion, lebt der viel seltenere braune, oder „Schneebär". Er ist eine Abart des russischen Bären. Seine Farbe ist heller, wie die des russischen, häufig hellgelb, daher der Name ursus isabellinus. Als Jagdbeute rangiert er den englischen Jägern hoch über dem schwarzen Bären.

Wir hatten beim Aufstieg zu der Höhle einen Leoparden über den Bergkamm verschwinden sehen und spürten ihm nun nach, verloren jedoch die Fährte in den Felsen. Des Abends saß ich dort mit einer Ziege. Sehr spät sah ich den Leoparden bis auf hundertzwanzig Schritte heranschleichen, plötzlich aber machte er Kehrt und wurde flüchtig. Es war unmöglich, daß er mich geäugt hatte, auch der Wind war gut. Er muß den Strick, an dem die Ziege angebunden war, bemerkt und dadurch die Sachlage erkannt haben. Der Leoparde kam mir auffallend weiß vor.

Vom 26. bis 29. früh kampierte ich wieder im kleinen Zelte an verschiedenen Stellen, doch war wenig zu machen. Vier Tage lang hatten wir, fast ohne Unterbrechung, Gewitterregen. Der Boden ist so schlüpfrig, daß man dauernd am Gleiten ist. Abends wurde es so rapide dunkel, daß wir einmal, bei der Rückkehr vom Ansitze auf den Leoparden, nicht mehr weiterkamen und Leute mit Fackeln aus dem nächsten Dorfe requirieren mußten. Auf Bäche kann keine Rücksicht mehr genommen werden, man muß vielfach bis an die Knie hindurch. Brillant bewähren sich meine hohen Gummistiefel. Sie halten gut warm und ich kann, so oft ich will, des Abends aus dem Zelte hinausgehen, ohne mir von neuem nasse Füße zu holen. Die jungen Bären sind im nächsten Dorfe untergebracht.

Am 29. ließ ich einen Hirsch, den wir gespürt hatten, drücken. Ich saß auf dem Rückwechsel, hoch auf einer felsigen Wand. Der Hirsch kam flüchtig an dem mir gegenüberliegenden, bewaldeten Hange herunter, passierte den Bach im Tale und zog nun langsam, in kleinen Schlangenlinien heraufsteigend, auf mich zu. Plötzlich verschwand er hinter einer Felsnase, und ich mußte schnell oberhalb, auf die andere Seite derselben hinüberlaufen, um auf den inzwischen den Hang entlang flüchtig gewordenen Hirsch meine Kugel loszuwerden. Der Hirsch zeichnete gut und stürzte nach einigen Fluchten, die Felsen hinunter, in eine Schlucht. Von der Decke war nicht mehr viel da, sie hing an den Steinen, doch das Geweih blieb zum Glück unversehrt. Der Hirsch ist ein ungerader Zehner, nicht so gut wie der erste, doch die stärksten Hirsche haben anscheinend abgeworfen und so mußte ich mit ihm fürlieb nehmen.

Wir planten, gegen Ende des Monats über den Margin-Paß nach Osten abzumarschieren. Am 30. März regnete und schneite es aber so toll, daß der Marsch über den Paß wieder für einige Tage unmöglich ist. Rehim Joo brachte aus Jslamabad, wohin ich ihn auf zwei Tage beurlaubte, die beruhigende Nachricht, daß noch kein Konkurrent, der uns den Besitz der von uns ausersehenen Steinbock-Nullah streitig machen könnte, im Anmarsch sei. Rehim Joo hat bis Srinagar ein förmliches Spionagesystem eingerichtet, durch das wir sofort erfahren, wenn Gefahr in Gestalt eines Konkurrenten naht. In diesem Falle würden wir sofort aufbrechen. Der guten Nullahs für Steinböcke, in nicht allzugroßer Entfernung vom Kaschmirtale, sind nicht viele. Der Steinbockjäger, welcher später in der Saison kommt, wird in der Regel die näher gelegenen Nullahs besetzt finden und muß hinauf, nordwärts, nach Baltistan.

Am Letzten des Monats veranstaltete ich eine kleine Treibjagd auf Sauen. Das Gelände ist hierzu sehr hübsch. Die Mulden an den Berg-

hängen sind meist mit dichtem Buschwerk und Zedernaufschlag bedeckt, während die Kämme, die sich an den Bergen hinunterziehen, unbewachsen sind. Hierdurch ist man in der Lage, das in einer Dickung rege gemachte Wild mit den Augen zu verfolgen. Man sieht es über den Kamm hinüberwechseln und dann wieder in der nächsten Mulde verschwinden. Meist kann man daher feststellen, in welcher Mulde das Wild bleibt. Das Schwarzwild geht seltener, wie bei uns, im Treiben rückwärts, da es keine Treibjagden kennt. Im zweiten Treiben, das wir machten, kam mir ein mittelmäßiger Keiler. Zuerst wollte ich nicht schießen. Erst als er den gegenüberliegenden Hang der kleinen, in meinem Rücken befindlichen Schlucht, emporkletterte, entschloß ich mich doch dazu, und riß noch schnell, ehe er im Dickicht verschwand, Feuer. Wie ich mich wieder umdrehte, sah ich einen Leoparden in voller Flucht, fünfzehn Schritte neben mir, und ich konnte erst losdrücken, als er bereits in dem toten Winkel des Hanges in meinem Rücken verschwand. Auf der anderen Seite der Schlucht konnte ich ihn wegen der vielen Büsche nicht mehr freibekommen. Er muß mir ziemlich spitz von vorne gekommen sein. Wenn ich nur nicht auf den verwünschten Keiler geschossen hätte! Das großartige Resultat war, daß ich eine Doublette auf Keiler und Leoparden vorbeigemacht hatte. Im nächsten Treiben schoß ich einen guten Keiler und sah eine Rotte von etwa 15 Sauen. Diesen folgten wir, und sie wurde mir, in einer engen, kleinen Schlucht herauf, nochmals zugedrückt. Jetzt machte ich eine Doublette auf einen ganz kapitalen Keiler mit Gewehren, wie ich sie noch kaum gesehen, und einen Überläufer. Wir brachen hiernach die Jagd ab, da ich genug geschossen hatte. Die Gewehre der Keiler mußte ich mir ohne Hilfe aussägen. Die Leute, alles Mohammedaner, standen schaudernd in einiger Entfernung und der schikari deutete mir nachher an, ich dürfte die Treiber nicht bezahlen, bevor ich mir nicht die Hände gewaschen habe. Die Fleisch essenden Hindus in den nächsten Dörfern wurden alsdann auf die ihrer harrenden Braten aufmerksam gemacht, und sie haben die Einladung nicht zweimal ergehen lassen. Auf Sauen wird hier so gut wie gar nicht gejagt, es gibt daher viele starke Keiler. Die Sauen sehen ganz genau so aus, wie bei uns.

Die ersten fünf Tage im April vergingen mit Versuchen auf die Leoparden, welche hier ständig am Räubern sind. Vier Ponys und zwei Kühe sind jetzt, während ich in der Gegend bin, des Nachts gerissen worden.

Bei einem Versuche kam der Leoparde erst bei stockfinsterer Nacht zu dem in der Nacht vorher halb verzehrten Pony. Ich saß auf zwanzig Schritte Entfernung auf einem Baume und hörte ihn an seinem Raube herumreißen. Ich schoß auf die Stelle, an der er sich befinden

mußte, indem ich beide mit Posten geladenen Flintenläufe gleichzeitig abdrückte. Man hörte den Leoparden in schleuniger Flucht durch eine Hecke brechen, und wir fanden Haare auf dem Anschusse, aber mehr nicht. An einem anderen Abend saß ich bei den Überresten einer Kuh, Rehim Joo bei mir. Der Leoparde kehrt in der ersten Nacht fast immer zu dem gerissenen Tiere zurück, dann aber auch nicht wieder. Anscheinend hatte sich der Leoparde durch seine letzte Nachtmahlzeit, die aus der halben Kuh bestand, den Magen verdorben. Wir hörten ihn schon von weitem kommen durch die fürchterlichen Geräusche, die er verursachte. Es war noch ziemlich hell. Wir hatten uns im Gebüsche einen versteckten Sitz zurechtgemacht, und es schien alles gut zu gehen. Das Geräusch näherte sich immer mehr. Schließlich sah ich die schwarzgelbe Gestalt zehn Schritte hinter mir, jedoch war sie von einem sehr dichten Busche halb verdeckt, und ich konnte mich nicht ohne Lärm umdrehen, um zu schießen. Der Leoparde brauchte nur noch fünf Schritte weiter vorwärts zu tun, und er kam mir gut zu Schuß, aber wieder sollte es nicht sein. Ich hörte plötzlich das laute Aufstoßen des Überfressenen sich wieder entfernen, stürzte jetzt schnell aus dem Verstecke heraus und pürschte nach, doch war zwischen den Büschen und Steinen, da es auch nebenbei schnell dunkel wurde, nichts mehr zu erkennen. Des Tags hatten die Hunde an der Kuh gerissen, das hatte der Leorparde wohl schon von weitem entdeckt und daher in seinem noch satten Zustande beliebt, nicht zu speisen. Er hatte wohl von uns nichts bemerkt, denn er entfernte sich nur sehr langsam. Die Enttäuschung war groß. Der schikari behauptete, noch nie einen so starken Leoparden gesehen zu haben. Einen Fuchs hätte ich schießen können, der auch zum Luder heranschlich. Beim Ansitze höre und sehe ich oft Schnepfen ziehen. Es fängt jetzt an, Frühling zu werden.

Ein schwarzer Bär war wiederum, vom Winterschlafe erwacht, gesehen worden. Ich pürschte am nächsten Morgen an dem betreffenden Berghange auf ihn. Wirklich sah ich den Bären bald unter einem Felsen sitzen. Da die Felsblöcke eine großartige Deckung boten, kam ich unbemerkt bis auf vierzig Schritte heran. Der Bär schien jetzt Wind zu bekommen, war sich aber noch nicht recht im klaren, was los sei, und bevor er lange überlegen konnte, hatte er meine Kugel schräg von vorne, durch die Schulter. Er lag im Feuer, doch gab ich ihm noch zwei Fangschüsse. Wie der erste Bär, rollte er den Abhang hinunter und schlug sich leider hierbei einen großen Teil seiner Zähne aus. Er ist ein ganz kapitales Exemplar, die Decke mißt 2,25 m. Während des Abstreifens kamen von allen Seiten Adler und Geier zusammen. Die Geier waren so aufdringlich, daß ich einen derselben, seiner Frechheit wegen, schoß.

Am 6. April ließ ich etwas auf Sauen treiben, schoß einen Keiler vorbei und sah einen guten Hirsch, der merkwürdigerweise noch auf hatte. Einer der Treiber erzählte besorgt an Rehim Joo, daß seine Kuh am Abend vorher nicht zurückgekehrt sei, und noch während mir Rehim dies mitteilte, sahen wir dieselbe, augenscheinlich vom Leoparden gerissen, im Unterholze des Zedernwaldes liegen. Wir konnten unsere Freude, in der Aussicht auf die sehr günstige Gelegenheit, auf den Leoparden anzusitzen, nicht verbergen, während der arme Besitzer weinend über den Trümmern seiner Habe saß. Erst meine Versprechung, ihm die Kuh ersetzen zu wollen, wenn ich den Leoparden erlegte, tröstete ihn etwas. Um 5 Uhr nachmittags saß ich mit Rehim in einer Zeder, nahe dem Tatort. Eine Stunde später lag der Leoparde verendet unter derselben. Ich hatte ihn langsam einen Fußsteig entlang kommen sehen, alle paar Schritte stehen bleibend und sichernd. Auf dreißig Schritte schoß ich und er lag, wie vom Blitz erschlagen. Er hatte das 9 mm Dum-Dum-Geschoß auf dem Blatte. Im Triumph ging es zum Zelte. Der Leoparde ist anscheinend die alte weiße Dame, die ich schon einmal sah. Sie ist erheblich weißer, wie die Mehrzahl der Leoparden. Bald war das ganze Dorf um das Tier versammelt. Nicht am wenigsten freute sich der Kuhbesitzer, der über das fürstliche Geschenk von 10 Rupies, für die er sich eine Kuh anschaffen kann, glücklich war. Die nächsten zwei Tage hindurch war wiederum entsetzliches Wetter. Neue Versuche auf Leoparden glückten fast, aber nicht völlig.

Am 9. April erreichte uns die Nachricht unserer Späher, daß ein englischer Herr im Anmarsche von Srinagar nach Wardwan sei und Islamabad erreicht habe. Ich beschloß daher, sofort, am nächsten Morgen, früh, nach Wardwan aufzubrechen.

Mein Aufenthalt im Tal des Arput währte gerade einen Monat. Mit dem jagdlichen Resultate kann ich sehr zufrieden sein. Die Strecke besteht aus: zwei Barasingh-Hirschen, zwei starken Bären, einem Leoparden, drei Sauen.

Der März und die Brunstzeit im Oktober sind wohl die günstigste Jahreszeit für die Jagd auf den Barasingh. Der Hirsch ist leider von englischen Jägern zu sehr verfolgt worden, und deshalb sind die starken Exemplare sehr rar geworden. Man sagte mir, tiefer Schnee in den Bergen sei günstig zur Jagd, das scheint mir aber noch fraglich. So lange im Tale nicht grüne Äsung zu finden ist, bleibt der starke Hirsch, trotz tiefen Schnees, auf der Höhe der Berge und äst von den Knospenansätzen des Unterholzes. Ist dann die grüne Äsung da, so wirft er ab. Das Rotwild verläßt jetzt, wie alljährlich zu Beginn des Frühjahrs, das Kaschmirtal und wandert in die höheren Berge, ostwärts nach Wardwan

und nordwärts in das Tal des Sindh und Kischinganga, wo es von Viehherden weniger gestört wird.

Zur Bärenjagd war der sehr hohe und späte Schnee nicht günstig. Meister Petz schläft noch immer. Ich hatte viel Glück, trotzdem schon zwei, und noch dazu so starke Bären zu strecken. Die beste Zeit für die Jagd auf schwarze Bären ist der Spätsommer, wenn das Obst, vor allem die Maulbeeren reifen. Die Decke ist dann aber nicht viel wert.

Mit den Leoparden hatte ich sehr viel Pech, bei leidlichem Glück mußte ich drei bis vier schießen, doch es genügt mir auch einer.

---

## VIII.

## Über den Marginpaß. Bären, Gemsen, Steinböcke.

Das Wetter am ersten Marschtage gen Osten war prachtvoll. Rehim Joo behauptete, es sei ratsamer, über einen uns im Wege liegenden Berg zu marschieren, als im Tale einen Umweg von einigen englischen Meilen zu machen. Wir stiegen, an dem Bette eines Baches entlang, auf, das Unternehmen erwies sich aber als sehr viel schwieriger, wie es von unten schien. Der Schnee wurde immer tiefer und schließlich blieben wir fast stecken. Öfters brachen wir da, wo der Bach unter dem Schnee floß, durch, in das Wasser hinein. Ich verwünschte Rehim Joo mit seinem Richtwege. Die Leute haben hier alle dieselbe Passion, sie gehen lieber den steilsten Hang hinauf, als daß sie auf bequemer Straße einen etwas weiteren Weg marschieren. Ich hielt es für ausgeschlossen, daß die Kulis mit ihrer Ladung von durchschnittlich 50 bis 60 Pfund durchkamen, aber erstaunlicher Weise waren sie zum Schluß, als wir glücklich den Berg überwunden hatten, alle zur Stelle. Es ist unglaublich, was sie leisten. Und das alles für 40 Pfg. auf den Marsch.

Die Länge der Märsche ist in den von Europäern bereisten Gegenden festgelegt, sie beträgt durchschnittlich 10 bis 14 englische Meilen. An den Anfangsstationen werden möglichst neue Kulis genommen, wo dies nicht möglich ist, behält man dieselben Kulis für mehrere Märsche. Ich habe oft zwei Märsche an einem Tage zurückgelegt.

In dem nächsten Tale angelangt, das zum Marginpaß hinauf führt, hörten wir zu unserem Erstaunen, daß der gemeldete Herr nur noch zwei Meilen von uns entfernt sei und ebenfalls dem Passe zusteuere. Rehim Joo kannte den schikari desselben und hielt es für wahrscheinlich, daß dieser dieselbe Steinbock-Nullah erreichen wolle, wie wir. Sofort wurden im nächsten Dorfe neue Kulis genommen, und wir marschierten ohne Aufenthalt am Nachmittage bis auf die halbe Paßhöhe. Der Konkurrent hatte von unserer Anwesenheit gehört, mußte aber wegen Mangel an frischen Kulis am Fuße des Passes Halt machen. Das Rennen, auf das ich mich gefaßt machte, hatte somit schon eine günstige Wendung für mich genommen. Falls es notwendig würde, beabsichtigte ich, mit

nur drei Leuten und dem kleinen Zelte vorauszumarschieren, konnte so aber bei meinem Gepäck bleiben.

Gestern haben ein paar Leute als die ersten in diesem Jahre, von der anderen Seite her, den Paß überschritten, von unserer Seite her werden wir zuerst den Versuch machen. Man muß möglichst des Nachts und am frühen Morgen marschieren, da der Schnee dann trägt und keine Lawinengefahr vorhanden ist. Bei Dunkelwerden hatten wir heute, nach einem Aufstiege durch meterhohen, weichen Schnee, in Wäldern von Edeltannen, die zum Teil eine Höhe von hundertfünfzig Fuß und einen Umfang von zwanzig bis dreißig Fuß haben, eine halbverschneite Schutzhütte erreicht. Diese ist eigentlich nur für das Vieh, das hier im Sommer weidet, berechnet. Sie liegt auf einer Blöße, vom Walde eingeschlossen. Die Mehrzahl der Kulis mußte wegen Raummangels im Freien kampieren, sie machten sich ein großes Feuer und eine Lagerstätte aus Tannenzweigen, die sie, hoch auf die Bäume hinaufkletternd, herunterschlugen.

Die Nacht war sternklar und kalt. Die Hütte bestand nur aus einem auf Pfählen ruhenden Dache, sie verwandelte sich in den sie umgebenden Schneemassen immer mehr zu einer glitzernden Grotte. Durch die Eiskruste und die langen Eiszapfen blinkten die im Innern brennenden Feuer. Ich stand lange draußen und beobachtete das schöne, eigenartige Bild, hörte den Uhu schreien und das Wasser der Bäche von den Felsen hinunterbrausen.

Früh um 3 Uhr wurde, unter Beleuchtung von Fackeln, wieder abmarschiert. Der Aufstieg war anfänglich verhältnismäßig leicht, da der Schnee gut trug. Dann mußten wir aber mehrfach unseren Weg durch die Schneemassen abgestürzter Lawinen bahnen, und der Hang wurde so steil, daß Stufen in den harten Schnee gehackt werden mußten. Von dem Kamme des Passes her wehte ein eisiger Wind. Ich taxierte die Temperatur auf wenigstens 10° Kälte. Alle paar Minuten mußten wir stehen bleiben und Luft schnappen. Der Marginpaß ist nur 11 600 Fuß hoch, und soll im Sommer leicht zu überschreiten sein, zurzeit verursachte er aber einige Anstrengung.

Schließlich erreichten wir glücklich den Sattel. Es war inzwischen hell geworden und die Sonne schien uns, von der östlichen Seite her, entgegen. Hinter uns blickten wir auf die niedrigeren, bewaldeten Berge und das Kaschmirtal, das allmählich aus dem Dunkel auftauchte; vor uns lag der Hauptzug des Himalaja, der eine durchschnittliche Höhe von 20000 Fuß hat. Die höchste sichtbare Spitze sind die 23447 Fuß hohen Nun-Kun-Berge. Man erkennt aus dem Charakter dieser Bergregionen gleich, welch schwierige Kletterpartien dem Jäger dort bevorstehen. Die schroffen Berge liegen eng aneinander, die Täler sind schmal

und steil. Trotzdem aber reicht die Bewaldung der Berge an vielen Stellen erstaunlich weit hinauf. An die Zedernwaldungen der unteren Hänge schließen sich oben, in den Felspartien, Birken und Büsche an. Die heiße Sonne zaubert im Himalaja auch da noch Vegetation hervor, wo in den Hochgebirgen nördlicher Breiten schon alles tot ist.

Der Abstieg vom Passe war zunächst sehr bequem. Bald wurde aber die Sonne zu warm, und der Schnee fing an, nicht mehr zu tragen. Aus den Felsen kamen wir wieder hinunter in die Waldregion. Die eine Seite des engen Tales, in dem wir hinabgingen, ist bewaldet, die andere kahl. An dem kahlen Hange waren viele Lawinen niedergegangen, und das Tal war daher angefüllt mit Schneemassen. Diese lagen in riesigen Blöcken aufeinandergetürmt, manchmal hohe, steile Wände, oft viele Meter tiefe Spalten bildend. Ich photographierte gerade die Schnee-



Rehim Joo beobachtet mit dem Fernglase.

massen im Tale und wollte einen Gießbach, der vom Felsen stürzte, mit auf das Bild haben. In demselben Momente donnerte an ebendieser Stelle eine Lawine herunter und der Bach war verschwunden.

Die Gefahr, von einer Lawine gefaßt zu werden, ist nicht so groß, wie man als Uneingeweihter glaubt, vorausgesetzt, daß man aufpaßt. Man hört die Lawine lange Zeit, bevor sie unten ankommt und kann in der Regel ausweichen. Die Lawinen stürzen fast immer nur in den Mulden der Hänge herunter, unter diesen darf man sich allerdings nicht lange aufhalten.

Wir machten öfters Halt und suchten mit den Gläsern nach Steinböcken. Sehr bald entdeckten wir auch einige. Sie saßen teils an den Felsen, teils kletterten sie umher. Zuerst erblickten wir nur weibliches Wild, das ein kurzes Gehörn trägt und gelbbraun gefärbt ist, dann einen geringen Bock und schließlich erhob sich vom Felsen auch ein guter Bock. Der Anblick des starken Steinbocks überraschte mich aufs

höchste. Er scheint ein ganz anderes Geschöpf zu sein, wie das geringe Wild, ist viel dunkler, viel stärker an Figur und macht mit seinem langen Barte und gewaltigen Gehörn einen imposanten Eindruck. Sehr interessiert stand er auf dem Felsen und äugte zu uns herunter. Der Bock kam mir sehr stark vor, doch erklärte Rehim Joo, er sei nur mittelmäßig. Wir machten daher nicht den Versuch einer Pürsche.

In der Kriasch-Nullah, unserem Zielpunkte, behauptet Rehim mindestens sieben starke Böcke zu kennen. Vier Böcke erlaubt der Jagdschein zu schießen, doch werde ich wohl kaum diese Zahl erreichen. Es liegt noch zu viel Schnee, Rehim hat noch nie im Wardwan-Tale, in das wir jetzt hinuntersteigen, so tiefen Schnee erlebt, trotzdem er 25 Jahre sein Geschäft betreibt. Im vorigen Jahre hat im Tale um diese Zeit überhaupt kein Schnee mehr gelegen. Leider werden wir wohl für einige Zeit zur Untätigkeit verdammt sein. —

Gegen drei Uhr nachmittags kam ich mit Rehim Joo und dem Tiffin-Kuli in Wardwan, einem Dorf von ca. zehn Bretterbuden, an. Die Kulis mit Gepäck, Abdullah und Nuralum trafen 5 Uhr ein, die beiden letzteren matt wie die Fliegen. Wir hatten einen Doppelmarsch von 24 englischen Meilen gemacht, der allerdings durch die Kletterpartien recht anstrengend war. Bei dem eisigen Winde auf der Paßhöhe hatte ich mir einen kleinen Hexenschuß geholt, der sich schon nach zwei Stunden, während des Marsches einstellte. Ich traf sogleich Gegenmaßregeln, indem ich die letzten Stunden des Marsches, im warmen, sonnigen Tale, mit dickem Mantel ging. Durch dieses Dampfbad war der Hexenschuß bereits bei der Ankunft im Dorfe Wardwan erledigt.

Um den ermüdeten Leuten das Aufschlagen des Zeltes zu ersparen, quartierte ich mich in einem der Häuser ein. Ein Balken mit einigen Einschnitten, die als Stufen dienten, eine Art Hühnerleiter, auch ebenso schmutzig wie diese, bildete die Treppe zu meinem Quartier.

Das Dorf wäre vor einigen Tagen beinahe durch eine Lawine verschüttet worden, die Schneemassen derselben lagen nur etwa zehn Schritte vom Dorfrande entfernt. Um die Häuser herum war ein furchtbarer Schmutz, und das allenthalben umherliegende, gefallene Vieh bot einen traurigen Anblick. Für die armen Wardwanbewohner war der unvorhergesehen lange Winter schlimm. Das Viehfutter war nicht auf so lange Zeit berechnet. Von außerhalb ist nichts zu beschaffen, da das Tal von hohen, im Winter unpassierbaren Bergen eingeschlossen ist, und so hat ein großer Teil des Viehes elend verhungern müssen. Die Kühe dürfen nicht einmal, bevor sie eingehen, geschlachtet werden. Der Maharaja ist Hindu, und auf das Töten einer Kuh steht daher im ganzen Lande eine Strafe von fünf bis sieben Jahren Gefängnis. Dies Verbot erscheint hier um so härter, als im Wardwantale nur ein paar Hindus leben.

Abdullah klagte am Abend stark über geschwollene Füße, war auch sonst nicht auf dem Posten, so daß ich ihm eine starke Dosis Ricinus verabreichte. Gegen 2 Uhr nachts weckte mich Nuralum und suchte mir verständlich zu machen, daß es mit Abdullah zu Ende gehe. Ich stand auf und fand Abdullah jammernd und keuchend auf dem Rücken liegen. Er behauptete sterben zu müssen und machte, glaube ich, Nuralum gegenüber, mündlich sein Testament. Dieser saß neben ihm, in Tränen gebadet. Durch ihn erfuhr ich, daß Abdullah bis jetzt nicht zu Bett gegangen war, sondern, trotz seiner Übermüdung, immerfort für den nächsten Tag gekocht habe, was ich ihm ausdrücklich verboten hatte. Abdullah wurde nun, in Decken gehüllt, zur Ruhe gebracht. Sein Puls ging ganz ruhig, anscheinend war er nur übermüdet. Mit gutem Gewissen konnte ich ihm erklären, daß er die Nacht noch überleben werde und ihm nur anraten, sich erst einmal auszuschlafen.

Um 5 Uhr morgens kam heulend der zweite schikari, Lhasso, hereingehumpelt, um mir meine Grasschuhe, die er verfertigt, zu bringen. Er hat dasselbe Leiden an den Füßen wie Abdullah, welches durch langes Gehen in Grasschuhen im nassen und gefrorenen Schnee entstehen soll; augenscheinlich ist es sehr schmerzhaft. Einen kleinen Vorgeschmack hatte ich auch in der kleinen Zehe. Abdullah ging es am Morgen etwas besser, doch mußte ich mich entschließen, ihn sowohl wie Lhasso zurückzulassen. Auch Nuralum ließ ich zur Pflege bei seinem Onkel. Die drei sollen so bald wie möglich zusammen nachkommen. Abdullah und Nuralum fühlen sich als Leute der Ebene hier sehr deplaciert und können nicht recht mit. Das ist der Nachteil, wenn man sich Diener aus der indischen Ebene mitbringt. Aber den Nachteil in Kauf zu nehmen, ist doch sehr viel besser, als sich einen Kaschmiri als Koch oder Diener zu nehmen, denn diese sind äußerst schmutzig und betrügen ohne Ausnahme.

Der Marsch am 12. ging südlich, den Wardwan-River hinunter, er war schön aber schwierig, weil wir an den steil in den Fluß abfallenden Schneehängen gehen mußten. An vielen Stellen wurden Stufen geschlagen. Zeitweise marschierte ein sicherer Mann vor und ein anderer hinter mir, um mir nötigenfalls zu helfen. Mein Gepäck hat seit dem Aufstiege zum Passe in kleinere Lasten eingeteilt werden müssen. Die Trägerkulis sind dementsprechend vermehrt worden. Da die Täler der Wardwan-Gegend so eng sind, daß nur an wenigen Stellen Raum für Felder vorhanden ist, und da die Dörfer daher sehr selten und die vorhandenen sehr klein sind, so ist Reis und Mehl hier nicht zu erhalten. Es mußten deshalb vier Kulis über den Paß mitgenommen werden, welche nur Reis, Mehl und Reisstroh, letzteres zum Anfertigen von Grasschuhen, tragen. Diese vier Träger waren am 11. zurückgeblieben und haben durch den

Lawinenschnee nicht hindurchgefunden. Sie sind darum umgedreht und haben die Nacht im Lager des uns folgenden Engländers zugebracht. Heute erhielten wir Nachricht, daß sie uns folgen. Die ganze Trägerkarawane besteht jetzt aus zwanzig Kulis, welche auf mehrere Tage engagiert sind, bis Ersatz zu haben sein wird.

Vom Wardwan-Tale aus zweigen, vornehmlich nach Osten hin, die engen, schroffen Steinbock-Nullahs ab. Die in diesen Tälern fließenden Bäche und Flüsse entspringen auf den Gletschern des Hauptzuges des Himalaja.

Am Nachmittage, nach Beendigung des Marsches, pürschte ich heute in einem der Täler. Rehim Joo kennt hier einen kapitalen Steinbock, wir bekamen ihn aber nicht zu Gesicht. Ein starkes, weibliches Stück Steinwild saß unten am Bache, augenscheinlich krank. Als wir näher kamen, wurde es hoch, konnte aber nicht von der Stelle. Ich schoß es daher. Wir fanden in der Nähe eine Leopardenfährte, wahrscheinlich ist das Tier, vom Leoparden verfolgt, abgestürzt. Das Wildbret kam uns sehr gelegen, wenn es auch einen nicht sehr angenehmen Geschmack hat. Das Stück wird etwa 70 Pfund wiegen. Das Gehörn ist 30 cm lang. Einer meiner Leute sah einen Leoparden. Hier in den höheren Bergen kommt nur der sogenannte Schnee-Leoparde vor, der eine fast weiße Decke besitzt. Leider sind dieselben nur durch einen Glückszufall zu erlegen. Während der Pürsche hatte ich einen kleinen Unfall. An einer Felswand brach unter mir ein Stück des Felsens, das schon vor mir meine beiden Begleiter getragen hatte, ab, und da kein Halten mehr war, fiel ich etwa 8 m senkrecht hinunter, glücklicherweise auf tiefen Schnee. In diesen bohrte ich mich gleich mit allen verfügbaren Extremitäten ein, um nicht auf der schrägen Schneewand eine Reise weiter in das Tal zu machen. Nur meine Schneebrille tat dies, wurde aber von einem meiner Leute wiedergefunden. Ich trug nur einige blutende Finger davon, mit denen ich mich im letzten Momente am Felsen hatte festhalten wollen.

Die Nacht kampierte ich im kleinen Zelte am Eingang der Nullah. Das große Gepäck war vermittelst Doppelmarsches bis Marroo, dem nächsten Orte, weitergesandt worden. Der Weg dorthin, den ich am nächsten Tage zurücklegte, führte wieder am Flusse, an stellenweise senkrechten Hängen entlang. An mehreren Stellen ersetzten Balken, die an der Felswand angebracht waren, den Saumpfad. Auf ihnen gehend, sieht man wohl 100 Fuß tief, in den Fluß hinunter. Früher war ich durchaus nicht schwindelfrei, bin es auch noch nicht, wenn ich mich hinstelle und sorgenvoll in die Tiefe starre. Durch die ständige Gewöhnung und das gute Beispiel meiner Begleiter habe ich jedoch so viel gelernt, daß es, so lange ich mich in der Bewegung halte, ohne jeden Schwindel abgeht.

Es kamen uns heute mehrere Leute entgegen, die in das Kaschmirtal hinüber marschieren wollen. Sie bringen ihre Handelsartikel, vornehmlich aus den Fellen des krepierten Viehes bestehend, mit sich. Für diese wollen sie Nahrungsmittel eintauschen. Sehr absonderlich war das Zusammentreffen mit einigen Frauen, die mir, mit Reisigbündeln auf dem Kopfe, begegneten. Es war nahe vor Marroo, wo das Tal breiter wird und dadurch Spielraum zum Ausreißen bietet. Im Nu waren alle Lasten weggeworfen und in furchtbarer Panik stürzten die Frauen nach allen Richtungen auseinander, um sich hinter Büschen zu verstecken.



Hängebrücke.

In Marroo wurde Rehim Joo von mehreren Freunden, deren er hier überall eine große Anzahl besitzt, mit den üblichen Umarmungen empfangen. Die Begrüßungszeremonie besteht darin, daß sich die Leute zunächst die Hand geben und dabei einen Segensspruch vor sich hinmurmeln. Dann streicht ein jeder sich selbst mit der Hand über das Kinn, und schließlich folgt die mehrmalige Umarmung. Unter den Freunden Rehims war auch ein Wildwächter, der die Jagdscheine zu revidieren hat. Nach dem meinigen fragte er nicht, da Major Wigram ihn bereits über meine Ankunft informiert und ihn angewiesen hatte, mir behilflich

zu sein. Marroo liegt in einem verhältnismäßig breiten Talkessel, umgeben von Feldern. In den Wardwanfluß mündet hier von Osten her der Farriabad-River. Dieser entspringt auf den Gletschern der Nun-Kun-Berge, sein oberer Lauf liegt in der Kriasch Nullah, dem von mir für die Steinbockjagd ausersehenen Tale. Kurz vor der Mündung überspannt den Fluß eine Jhula. Diese Brückenart bildet eine Spezialität von Kaschmir, sie besteht aus einigen armdicken, aus Weidenruten verfertigten Tauen. Die zwei oberen Taue bilden das Geländer, die unteren zwei sind zusammengekoppelt und sollen den Fußsteig vorstellen. Da



Während des Marsches rastende Kulis.

wir das nördliche Ufer des Flusses hinaufmarschierten, brauchte ich erfreulicherweise mein Leben nicht diesen Seilen anzuvertrauen.

Im unteren Tale des Farriabad mußten wir nun zwei Tage in unserem Lager verweilen. An den Weitermarsch war wegen Sturmes, starken Regens im Tale und Schneefall auf den Bergen nicht zu denken, der Weg war unter diesen Umständen zu gefährlich.

Am 16. April früh war wieder Ruhe in der Natur eingetreten, und ein leichter Morgennebel lag über der herrlichen Landschaft. Wir passierten auf dem Marsche eine weit berühmte, heiße Quelle. An Gicht und Wassersucht leidende Eingeborene kommen oft von weit her, um hier zu baden. Die Quelle ist den Kaschmiris heilig.

Von unserem heutigen Lagerplatze aus konnten wir eine Menge Steinwild beobachten, es war jedoch nur ein mittelstarker Bock darunter. Am Abend erschienen überraschend Lhasso, Abdullah und Nuralum, letztere zwei zwar etwas müde auf den Wanderstab gestützt, aber sie waren es doch und waren noch dazu ganz guter Laune. Abdullah war selig über die Wirkung der heißen Quelle, in der er seine kranken Füße gebadet hatte, dieselben waren auch wirklich bald wieder ganz brauchbar.

Am folgenden Tage galt es nun bis an die Kriasch-Nullah vorzudringen und dort das große Zelt aufzuschlagen. Dies war ein schwieriges



Mein Zelt.

Stück Arbeit. Da das Tal des Farriabad dauernd stark ansteigt, wurde der Schnee immer tiefer, die Natur noch winterlicher. Ich selbst tat, schließlich an der Nullah angelangt, nur einen Blick in dieselbe hinein. Den Hintergrund der verschneiten Felshänge bildeten die in majestätischer Ruhe daliegenden Nun-Kun-Berge. Wir waren uns einig, daß die Jagd hier zurzeit noch unmöglich ist. Zwei zuverlässige Kulis, versehen mit dem genügenden Quantum Reis, mußten vorläufig hier in der Einsamkeit mein Zelt beziehen und so mein Jagdlager am Eingange der Nullah markieren. Wir übrigen wandten unsere Schritte wieder rückwärts, talab.

In der Morgenfrühe des nächsten Tages pürschten wir ein Rudel Steinwild, nach längerem Anstiege, vom höchsten Kamme der Berge aus, in sehr aufregender Weise an. Einen wirklich starken Bock sahen wir aber nicht. Die alten schlauen Herren sitzen jetzt anscheinend an den verborgensten Stellen, da sie die Lawinen fürchten. Während der Pürsche sah ich ein merkwürdiges Naturschauspiel. Es war klarer Himmel, bei dunstiger Luft. Die aufgehende Sonne war noch hinter den schroffen Nachbarbergen versteckt. Um den Zenith zogen sich zwei konzentrische, weiße Dunstkreise. Diese wurden von mehreren anderen Kreisbogen, welche Regenbogenfarben annahmen, teils geschnitten, teils nur berührt, im ganzen entstanden acht bis zehn Kreise bzw. Kreisbogen, die eine seltsame symmetrische Figur bildeten. Der ganze Zauber verschwand, sobald die Sonne über den Konturen des Gebirges auftauchte. Ich selbst bin Neuling im Hochgebirge, weiß daher nicht, ob derartige Erscheinungen öfters vorkommen, meine Leute behaupteten, einen solchen Anblick ebenfalls noch nicht gehabt zu haben.

In der Sonne taut es jetzt so stark, daß meine Behausung, das kleine Zelt, nach zweitägigem Aufenthalt an einer Stelle, auf einem Schneeberge steht, drum herum ist der Schnee durch die Sonnenstrahlen um mehrere Fuß gesunken. Wir sahen die Fährte eines braunen Bären und besuchten die Stellen, wo er vielleicht schon etwas Äsung, Wurzeln oder Gras, finden könnte, sahen ihn aber nicht. Wir beschlossen, fürs erste wieder in das Wardwantal zurückzukehren.

Vom 20. bis 22. April regnete es ohne Unterbrechung, ich verbrachte daher den Charfreitag in der rauchigen Stube einer Dorfhütte, in die ich Zuflucht genommen hatte, weil das Zelt schließlich der Regenmasse nicht mehr gewachsen war und durchließ. In einer solchen sogenannten Stube, aus der die sie bewohnende Familie ausquartiert war, befinden sich gar keine Möbel, nur ein Lehmherd mit Rauchfang. Das Fenster bildet eine Holzklappe. Abdullah kochte und schlief in demselben Raum. Einer meiner Laufkulis, den ich nach Srinagar geschickt hatte, kam nach zweiwöchiger Abwesenheit zurück mit Geld und Büchern, aber ohne Postsachen für mich vorgefunden zu haben, bis auf ein verstümmeltes Telegramm aus der Heimat. In dieses war, trotz aller geistiger Anstrengung und den Versuchen, meinen von zu Hause mitgenommenen Telegraphenschlüssel darauf anzuwenden, kein gesunder Sinn hineinzubringen. Begreiflicherweise verursachte mir das Telegramm einiges Unbehagen.

Am Ostermorgen glänzte der frischgefallene Schnee auf den Bergen in hellem Sonnenlichte. Wir passierten Marroo wieder und verfolgten dann das Wardwantal in südlicher Richtung. Am 24. ließen wir uns vor einem wunderhübschen, engen Seitentale nieder, in dem weniger

Schnee liegt und das deshalb für einige Tage unser Jagdrevier bilden soll. In der Frühe des 25. wurde der Anstieg am Rande der steilen Talschlucht unternommen. Auf der entgegengesetzten Seite derselben entdeckten wir bald ein Gooral (Gemsenart). Das braungraue Tier war auf den ebenso gefärbten Felsen kaum zu erkennen, die Entfernung betrug annähernd 250 Schritte. Mein erster Schuß saß weidewund, auf den zweiten rutschte das Gooral eine Strecke weit den Hang hinunter und tat sich hinter einem Baume nieder. Ein ortskundiger Mann umging die Schlucht und näherte sich der Gemse, welche nun bis auf den



Dorf am Farriabad-Fluß.

Boden der Schlucht weiterrutschte und in einem toten Winkel verschwand. Ich beratschlagte noch mit Rehim Joo, wie das schwerkranke Tier zu holen sei, als auch schon der vorerwähnte Eingeborene mit demselben auf dem Rücken erschien; er war mit affenartiger Geschwindigkeit zu der Beute hinuntergeklettert und hatte sie geholt. Das Gehörn des Gooral ist keine hervorragende Trophäe, ein solches von 25 cm Höhe ist schon weit über den Durchschnitt, der Braten ist dagegen vorzüglich.

Durch meine Schüsse war eine Menge Steinwild auf der Höhe der Berge rege geworden. Wir beobachteten mit dem Glase einundzwanzig Stück, darunter zwei gute Böcke. Das Wild blieb den ganzen Vormittag

in Bewegung und äugte mißtrauisch herunter. Leider machte der Schnee ein Anpürschen unmöglich. Am Abend saß ich auf einen Bären an, der in der letzten Nacht eine im Tale liegende, krepierte Kuh zum Teil verspeist hatte. Das tot umherliegende Vieh nimmt überhand, während einer der letzten Nächte gingen in einem kleinen Dorfe zweiundzwanzig Schafe ein.

In dieser Nacht verdarb mir wieder das Wetter alles. Anstatt des erhofften Mondscheins stellte sich wieder strömender Regen ein und es war so dunkel, daß ich den Ansitz aufgeben mußte. Der Bär hielt dann ungestört, nicht weit von meinem Zelte entfernt, sein Mahl an den Überresten der Kuh, seine Fährte verregnete so, daß wir ihr des Morgens nicht, wie beabsichtigt war, nachgehen konnten. Am folgenden Abend versuchte ich es wieder auf den Bären, indem ich in nächster Nähe eines Dorfes ansaß. Bis gegen 10 Uhr ertrug ich schimpfend den Regen unter einer Gummidecke, dann aber wurde es zu toll, und ich zog mich zurück. Rehim Joo war auf den schlauen Gedanken gekommen, einen Strick an die tote Kuh, welche den Bären anlocken sollte, zu binden, denselben bis in das Haus, in dem er schlief, zu leiten und sich am Arme zu befestigen. Er erzählte mir am nächsten Morgen, daß er gegen 11 Uhr durch seinen in Schwingungen geratenen Arm aufgeweckt sei. Der Strick sei gerissen und er schnell aus dem Hause hinausgeeilt. Aus nächster Nähe habe er dann gehört, wie der Bär die Kuh fortschleppte.

Nun mußte dem Bären anders zu Leibe gegangen werden. Nachdem am Mittage des nächsten Tages der Regen aufgehört hatte, wurde beschlossen, ein Treiben auf ihn zu veranstalten. Hierzu wurden zweiunddreißig Treiber requiriert. Der Bär hatte die Reste der Kuh mitgenommen, es war daher anzunehmen, daß er sich noch an dem angrenzenden, waldigen Berghange aufhielt. Ich stellte mich nach längerer Kletterpartie so an, daß ich eine, mit einzelnen Büschen bestandene, steil abfallende Blöße vor mir hatte. Auf drei Seiten ist diese von Zedern-Hochwald umschlossen, die vierte Seite, in meinem Rücken, bildeten hohe Felsen, in die zu meiner Rechten und Linken, je eine enge Schlucht, hineinführte. Das Treiben sollte schräg zu mir heraufkommen. Mit furchtbarem Getöse gingen die Treiber an. Als sie etwa die Hälfte des Weges zurückgelegt hatten, sah ich durch die Kronen des Zedernwaldes unter mir einen starken Bären, aufmerksam windend, den Hang heraufsteigen. Er steuerte augenscheinlich auf eine der in meinem Rücken befindlichen Schluchten zu. Als er den Waldrand verließ und über die Blöße auf mich zukletterte, schoß ich auf etwa sechzig Schritte Entfernung spitz von vorne. Der Bär überschlug sich einmal unter wütendem Gebrüll, das wie uh — off! lautete und rutschte

dann, zuerst auf den Läufen, dann auf dem Rücken, den Hang hinunter. Währenddessen gab ich ihm eine zweite Kugel und er blieb verendet zwischen ein paar Felsblöcken liegen. Die erste Kugel (9,3 mm) war am Widerrist von oben hinein, ohne Ausschuß, die zweite tief weidewund hindurch. Der männliche schwarze Bär ist ein wahres Prachtexemplar.

Wir machten dann noch einen zweiten Trieb auf Gooral. Zwischen mir und den Treibern lag eine Schlucht. Ein Gooral kam mir zuerst spitz von vorne, stürzte sich flüchtig in die Schlucht und wandte sich



Schwarzer Bär.

in derselben talabwärts. Es war erstaunlich, wie das Tier neben einem Wasserfalle an den steilen Felsen hinuntersauste. Ich schoß zweimal vorbei, ergriff dann die zweite Büchse und wurde noch einen Schuß los auf ca. zweihundert Schritte, während das Tier unter mir in den Büschen verschwand. Rehim behauptete, es sei getroffen. Als die Treiber nachher an die Stelle geschickt wurden, fingen sie unter großem Halloh das kranke Stück. Das Gehörn ist nicht viel besser als das des ersten erlegten Gooral.

Mein Hauptquartier, d. h. mein kleines Zelt, habe ich jetzt auf dem flachen Lehmdache einer Dorfhütte aufgeschlagen. Ein Brett dient

als Zugbrücke hinauf, sie wird des Nachts aufgezogen. Da ich nur dies eine Zelt bei mir habe, müssen die Leute in den Häusern Unterschlupf suchen. Auch ich hatte vor einigen Tagen wiederum den Versuch gemacht, mich in einem Hause einzurichten, habe aber aus sehr triftigen Gründen das Lokal wieder verlassen müssen. Noch jetzt, nach Tagen, muß ich in meinem Bettzeug und in meiner Kleidung Jagden veranstalten und erziele noch stets ein gutes Resultat. Einmal brachte ich es bis auf fünfzig Kreaturen. Man kann an der Mannigfaltigkeit der Beute naturwissenschaftliche Studien machen, doch herrscht der gemeine Floh vor.



Dorf, in dessen Nähe ich meinen dritten Bären schoß.

Am 28. April machte ich eine Expedition noch weiter südlich das Wardwan-Tal hinunter, um womöglich ein Thar zu schießen. Das Thar, eine mit langem, zottigen Fell versehene Bergziegenart, kommt nur in dieser Gegend vor. Im Tale war herrlich warmes Wetter. Die Obstbäume bei den Dörfern, wilde Kirschbäume und verschiedene Buscharten blühen, an den Hängen sieht man viele Veilchen, Waldmeister und Erdbeerblätter. Doch diese Herrlichkeit nimmt nur einen sehr begrenzten Raum ein; blickt man etwas höher hinauf, so sieht man überall, wie der Schnee die Natur noch im Banne hält. Der Weg im

Tale führt oft über die Schneemassen der Lawinen hinüber, welche im Verein mit abstürzenden Felsblöcken breite Streifen des Hochwaldes gänzlich umgelegt haben. Die zerschmetterten Stämme der Baumriesen versperren den Weg. An einer Stelle mußte man vermittelst zweier nebeneinander gelegter Balken über einen Wasserfall voltigieren, der direkt in den Fluß hinabbrauste. Am jenseitigen Hange zeigten sich verschiedene Gooral, eins schoß ich über den Wardwan-Fluß hinüber, doch stürzte es leider so weit talab, daß es schließlich, an einer senkrechten Wand hinunter, in den Fluß fiel und von der reißenden Strömung



Lawinenschnee im Wardwan-Tale.

auf Nimmerwiedersehen mitgenommen wurde. Es hatte anscheinend ein recht gutes Gehörn. Die herrliche Frühlingsnacht hindurch rasteten wir in der Nachbarschaft einer an idyllischem Orte sprudelnden Quelle.

Die am nächsten Morgen unternommene Pürsche auf Thar mißglückte. Nach vieler Mühe schoß ich einen guten Bock auf dreihundert Schritte Entfernung vorbei. Da ich vorzog, mir nicht schon bei der Tharjagd die Knochen zu brechen, sondern mir dieselben für die Steinbockjagd aufzusparen, so wurde die sehr beschwerliche Jagd nach diesem Mißerfolg aufgegeben und am 30. April, in der Richtung auf Marroo, zurückmarschiert. Auf dem Marsche erlegte ich einen Steinmarder. Am

1. Mai früh wurde ein Rudel Steinböcke, das wir gesichtet hatten, angepürscht. Es sah aus, als ob die Stelle, an der das Wild stand, in einer halben Stunde zu erreichen sei, doch nahm uns der Anstieg, welcher alles bisher Dagewesene an Schwierigkeit überbot, rund drei Stunden. Das Rudel war indessen verschwunden. Mehrere Stunden beobachteten wir dort oben weiter, sahen jedoch nur zwei Stücke weibliches Wild. Der Abstieg in einer Schlucht war höchst amüsant. Man mußte ab und zu die Spalten des Lawinenschnees, die bis in das Wasser eines darunter rollenden kleinen Flusses blicken ließen, überspringen, doch die gefahrlosen Strecken legten wir sehr schnell, halb rutschend, halb laufend, uns ab und zu überkugelnd, zurück.

Das Jagdglück war am Abend, beim Ansitze auf einen Schneeleoparden, nicht holder.

Im Tale ist es jetzt bei Sonnenschein recht heiß. In der Umgebung von Marroo fangen die Leute an, ihre Felder zu bestellen. Die Männer beschränken sich fast nur auf das Pflügen vermittelst kleiner Ochsen, sie sind unglaublich faul und hocken meist untätig im Dorfe zusammen. Mein Zelt bildet immer den Hauptanziehungspunkt für müßige Menschen und Hunde. Gegen letztere führt Abdullah einen erbitterten Kampf. Die Frauen besorgen, mit Ausnahme des Pflügens, alle Feldarbeit. Augenblicklich sind die meisten von ihnen damit beschäftigt, den Dünger auf den Acker zu bringen, und zwar, indem sie ihn in Körben auf dem Kopfe tragen. Man ist hier noch höchst primitiv.

Nicht weit von Marroo war ein schwarzer Bär gesehen worden. Am 3. Mai abends an Ort und Stelle angelangt, sah ich ihn mit dem Glase, hoch am Berghange umherklettern, mit bloßem Auge gesehen, nahm er sich aus, wie eine kleine schwarze Ameise. Während ein Gewitter niederging, versuchte ich ihn, in Begleitung von Rehim Joo, anzupürschen, doch als wir uns glücklich hinaufgearbeitet hatten, war der Bär über den Bergkamm hinübergewechselt. Ein im Tal zurückgelassener Posten teilte uns dies durch Zeichensprache mit. Es war inzwischen fast dunkel geworden, wir stiegen deshalb zum nächsten Dorfe hinunter und ließen uns von dort mit Fackeln zu dem bei Marroo aufgeschlagenen Zelte zurückbringen. Hier angekommen sahen wir eine Menge Lichter an dem Berghange und erfuhren, daß fast das ganze männliche Dorf mit Fackeln auf der Suche nach uns war. Abdullah hatte angenommen, daß ich über den Berg zurückkommen würde und daß ich oben von der Dunkelheit überrascht worden sei, er hatte deshalb das Dorf alarmiert. Der Dorfschulze, der wenig Lust zu einem nächtlichen Spaziergange gehabt hatte, war von Abdullah durch eine Tracht Prügel an seine Pflicht, dem Sahib beizustehen, erinnert worden.

Am nächsten Abend warteten wir auf dem Kamme des Berges auf den Bären, doch kam er diesmal viel weiter unten, als tags vorher, zum Vorschein. Außer Rehim Joo hatte ich einen ortskundigen Mann mitgenommen. Beide gerieten in eine schreckliche Aufregung. Jagdfieber steckt bekanntlich leicht an, und so veranlaßten mich die beiden in solcher Eile mich anzupürschen, wobei es durch Felsen, Schluchten und Bäche ging, daß ich schließlich ganz außer Atem in der Nähe des Bären ankam. Dieser wurde mir, an den Wurzeln eines Strauches äsend, auf etwa siebzig Schritte Entfernung sichtbar. Ich konnte mich nicht hinsetzen oder legen, um zu schießen, da dann die Büsche den Bären verdeckten, sondern hätte im Stehen, freihändig schießen müssen. Dies wollte ich aber noch nicht riskieren, da die Büchse mir noch zu sehr hin und her flog. Der Bär trat im nächsten Momente hinter einen Busch und stand kurze Zeit, nach mir hinäugend, aufmerksam da, nur Kopf und Hinterläufe waren sichtbar. Trotzdem er nicht gut Wind bekommen konnte, da wir tiefer standen wie er, und der Wind des abends, wie überall im Gebirge, vom Gipfel der Berge den Hang hinunterweht, mußte er etwas gemerkt haben. Jetzt tat der Bär ein paar Schritte vorwärts und kletterte langsam an einem Felsen hinauf. In meinem menschlichen Unverstande glaubte ich, er würde noch einen Moment stoppen, so daß ich in Ruhe einen Schuß abgeben könne, verpaßte darum auch die leidlich günstige Chance dieses Augenblickes. Es war die letzte, denn der Bär verschwand nun in einer Senke. Ich kletterte schnell nach, wobei ich der Länge nach in einen Bach fiel, doch sah ich den Bären erst auf eine sehr beträchtliche Entfernung wieder auftauchen, er erklomm eifrig den Berg, hatte also ernsthaft, was zuerst gar nicht so aussah, die Flucht ergriffen. Während der Bär nun einen Augenblick verhoffte, schoß ich, doch die Kugel schlug dicht über seinem Rücken in den Felsen. So hatte ich mir den sehr starken Bären „verschustert“.

Der Bär hatte den Schuß übel genommen und erschien am nächsten Tage nicht wieder. Am 6. Mai marschierten wir wieder am Farriabadflusse hinauf. Des Abends hielten wir in einem Seitentale Ausschau. Ich arbeitete mich gerade, um dorthin zu gelangen, mit Rehim Joo zusammen, an einem Flüßchen entlang, vorwärts, als plötzlich ein Schneeballen von wohl $^1/_2$ m Durchmesser mit der Schnelligkeit einer Kanonenkugel zwischen uns hindurchflog und im Fluß auf einen Felsen aufschlug. Der festgeballte Klumpen mußte, trotzdem der Hang, von dem er kam, mit Hochwald bestanden war, eine freie Bahn zum Abstürzen gefunden haben. Wir fuhren beide von dem Luftzuge zusammen.

Der vorausgesandte zweite Schikari meldete am 7. früh, daß sechs starke Steinböcke in einer schluchtartigen Nullah, die in der Nähe der

heißen Quelle abzweigt, ständen. Da die Hänge, an denen die Böcke sich aufhielten, zum Pürschen zu steil waren, mußten wir auf der andern Seite der Schlucht ansteigen und ich mußte versuchen, über dieselbe hinüberzuschießen.

Von einem senkrecht abfallenden Felsen aus wurde uns das Steinwild an der gegenüberliegenden Wand sichtbar. Der große Moment, der mir einen guten Steinbock vor die Büchse bringen sollte, nahte. Zuerst sahen wir nur einen Bock, der, mit weiblichem Wilde zusammen, auf den schneefreien Stellen das noch spärliche Gras äste. Die Ent-



Brücke, wie man sie in Kaschmir häufig sieht.

fernung mochte wohl zweihundertundfünfzig Schritte betragen. Ich schoß mit der Fernrohrbüchse. Der Bock zeichnete gar nicht, das übrige Wild aber fuhr durcheinander und begann, an den Felsen hinaufzuklettern. Plötzlich wurden vier sehr gute Böcke sichtbar, die höher in den Felsen gesessen hatten und nun ebenfalls aufwärts zogen. Da das Steinwild beim Aufwärtsklettern ab und zu verhoffen muß, um Atem zu schöpfen, hatte ich Gelegenheit, mehrmals auf den anscheinend besten Bock, über dessen Stärke Rehim Joo ganz außer sich war, zu schießen, es ging aber vorbei. Als dieser Bock unversehrt verschwand, schoß ich

auf einen anderen, der wie ich sah, die Kugel bekam. Er rutschte in eine Schlucht und war vorläufig nicht mehr zu sehen. Wir bemerkten jetzt, daß der erste Bock, auf den ich schoß, ebenfalls krank war. Derselbe hatte sich vom anderen Wilde abgetan und versuchte mühsam, einen Felsen zu erklettern, wobei er einmal rücklings abstürzte. Er kam jedoch wieder auf die Läufe und entschwand dann auch in einer Spalte. Für heute war eine Nachsuche am jenseitigen Hange nicht möglich, da der Aufenthalt dort am Nachmittage wegen des häufigen Abstürzens von Schnee und Steinen zu gefährlich war.

Am Morgen darauf kletterten Rehim Joo und ein besonders guter Bergsteiger, ersterer bewaffnet mit einer Büchse, hinüber. Ich mußte diesseits warten. Rehim Joo erklärte: „A gentleman can't walk there". Es gibt kaum einen Hang, an dem die Kaschmiri nicht mit voller Seelenruhe klettern. Oft lasse ich mich von ihnen, wenn der Bergstock nicht mehr ausreicht, wie ein Kind bei der Hand führen. An der Wand entlang zu gehen, ist für unsereins das Unangenehmste. Die Eingeborenen treten, vermöge ihrer biegsamen Fußgelenke, stets mit der ganzen Sohle auf, während ich oft auf der Kante des Fußes gehen mußte. Hierdurch rutscht man leichter aus.

Nachdem Rehim Joo zwei Stunden lang fortgeblieben war, hörte ich oben in den Felsen eine Kanonade von neun Schuß. Ich wußte, daß die Patronen jetzt zu Ende waren, denn Rehim Joo hatte sich, abergläubisch wie die Leute sind, diese Zahl als besonders günstig erbeten. Hierauf hörte man ein großes Geschrei, aus dem ich entnahm, daß er neue Munition haben wolle. Ich schickte den zweiten schikari mit noch einem Manne los. Nach $1^1/_2$ Stunden hörte ich wieder zehn Schüsse herüberrollen. Darauf trat Ruhe ein, und zu meiner Freude konstatierte ich bald mit dem Glase, daß einer der herunterkletternden Leute einen Steinbockkopf mit starkem Gehörn auf dem Rücken trug. Rehim hatte den zweiten von mir krank geschossenen Bock, ganz nahe der Stelle, an der er am Tage vorher verschwunden war, an einer Felswand schwer krank sitzen sehen. Nur der Kopf war sichtbar gewesen, und so hatte er ein langes Scheibenschießen auf diesen veranstaltet. Zum Schluß hat er leider dem Bock den ganzen unteren Teil des Schädels durch einen Treffer zerschmettert. Der Bock war dann in eine Schneespalte gefallen, mit dem Gehörn aber glücklicherweise am Rande derselben hängen geblieben. Da die Leute den Bock an der gefährlichen Stelle nicht herausziehen konnten, hatten sie kurzen Prozeß gemacht, den Kopf abgeschnitten und den Körper in die Schneespalte hineinfallen lassen. Leider war also Wildbret und Decke verloren. Letztere ist recht hübsch, aber wegen des ihr anhaftenden Geruches ist sie, auch gut präpariert, nicht im Zimmer zu halten. Die Länge des Gehörns

beträgt 38 Zoll = 95 cm, an der äußeren Kurve entlang gemessen. Das einzelne Horn mißt an der Wurzel 10 Zoll im Umfang.

Wir gingen am nächsten Tage nochmals an Ort und Stelle und suchten dem anderen Bock nach, d. h. ich wieder ziemlich inaktiv. Leider blieben alle Bemühungen ohne Erfolg, auch die Leute konnten nicht überallhin vordringen. Abends erreichten wir wieder das letzte Dorf am Farriabad-River, von diesem aus geht es in die unbewohnten Gegenden hinauf. Der nach Islamabad und Srinagar entsandte Postkuli war hier soeben



Im Tale des Farriabad.

eingetroffen. Der Abend war ein Fest für mich, in dem großen Stoß von Briefen erhielt ich nur erfreuliche Nachrichten. Das von mir unentzifferte Telegramm stellte sich als harmlos heraus. Daß es eine Anfrage nach meinem Wohlbefinden sei, hatte ich allerdings nicht geahnt, denn zu meinem Erstaunen hörte ich jetzt erst, daß in Indien und in Teilen von Kaschmir ein großes Erdbeben gewesen ist. Die hiesige Gegend scheint verschont geblieben zu sein. Da ich, soweit mich nicht alles täuscht, immer nüchtern gewesen bin, müßte ich wohl das Schwanken wahrgenommen haben. 45 000 Menschen sollen umgekommen sein, es

ist jedoch bisher noch keine Nachricht darüber durch die Schneeberge zu uns hindurchgesickert. Zu Hause hatte man mich bereits von der Erde verschlungen geglaubt.

Rehim Joo ging am Morgen darauf allein aus, um Rundschau zu halten. Er sandte mir bald die Nachricht, daß er zwei braune Bären beobachtet habe. Die deutschen Zeitungen flogen, so wertvoll sie mir waren, schnell in die Ecke, und ich eilte an Ort und Stelle. Vorläufig hieß es jedoch Geduld haben, denn die Bären waren auf der andern Seite des Flusses gesehen worden und hatten sich dort in eine Dickung zurückgezogen. Wir schlugen nun binnen einiger Stunden eine Brücke über den schmalen, aber sehr reißenden Fluß. Die Enden der zu diesem Zwecke gefällten, langen Kiefern, fanden an beiden Ufern auf hohen, zum großen Teil über den Fluß hängenden Schneebänken, eine genügend feste Unterlage. Nach vollbrachter Arbeit ließ ich mich anseilen und kroch hinüber. Meine Leute überschritten die Brücke über den Schlund hinweg mit der Sicherheit eines Seiltänzers.

Die Bären zeigten sich am Abend nicht mehr. Morgens waren wir wieder zur Stelle, jedoch war an den uns sichtbaren Hängen des Seitentales zunächst auch diesmal nichts zu entdecken. Plötzlich kam ein Kuli, der zur Beobachtung um einen Knick des Tales herumgeschickt war, anscheinend in fieberhafter Aufregung angereist, seine Augen waren dreimal so groß als sonst. Er hatte die beiden Bären auf einer Grasfläche nahe der Talsohle gesehen, sie waren jetzt in den Felsen darüber verschwunden, konnten jedoch noch nicht höher hinaufgeklettert sein, da sie sonst an dem fast senkrechten Hange sichtbar gewesen wären. Ich pürschte nun mit gutem Winde in Begleitung von Rehim auf die fragliche Stelle zu. Der Wind war günstig. Nichts rührte sich über uns, bis wir auf dreißig Schritte an die ersten Felsblöcke herangelangt waren. Rehim Joo machte einen Fehltritt und ein Steinchen kam hierdurch ins Rollen. Fast im selben Momente erschien, zwanzig Schritte über uns, hinter einem Felsen, Kopf und Schulter eines braunen Bären; er äugte zu uns hin. Der Bär sah prachtvoll aus, hell von der Sonne beschienen, hatte das Fell einen goldiggelben Glanz. Ich schoß schnell und sah im Schuß, daß der Bär vorn zusammenknickte. Gleichzeitig erschien der zweite Bär dicht neben dem ersten, etwas höher stehend. Den andern Lauf feuerte ich auf diesen und er rollte überraschend schnell, wie eine Kugel, kopfüber den Hang hinunter. Der erste Bär ging inzwischen in voller Flucht am Hange entlang ab. Rehim Joo gab mir schnell die zweite Büchse, und als der Bär gerade über eine Welle verschwinden wollte, schoß ich. Die Entfernung war noch nicht weiter, wie vierzig Schritte. Ich sah wie der Bär im Schuß zusammenbrach und fand ihn verendet dicht am Anschusse, unter einem Busche. Es

war eine alte Bärin. Der andere, ein dreijähriger männlicher Bär, lag unten auf dem Lawinenschnee. Der erste Schuß hatte der Bärin nur den Vorderlauf gebrochen, der zweite Einschuß saß auf dem Rücken, Ausschuß am Kopfe. Der junge Bär hatte die Kugel durch Rücken und Brust. Unser Rückzug mit den erbeuteten Bärendecken führte uns wieder über die Brücke, deren Bau sich wohl verlohnt hatte.

Der zweite schikari hatte indessen einen starken Steinbock in der Nähe des Eingangs der Kriasch-Nullah, die nur noch fünf englische Meilen



Nullah, in der ich die Bärendoublette machte.

vom heutigen Lager entfernt ist, gesehen. Rehim Joo erachtete es für nötig, daß wir am folgenden Morgen bei Tagesanbruch schon auf der Höhe des Berges seien. Wir bewerkstelligten dies unter großer Mühe, bei Dunkelheit kriecht es sich noch viel schlechter auf allen vieren, als bei Tageslicht. Wir sahen in der ersten Dämmerung den starken Bock, mit mehreren geringeren Böcken und weiblichem Wilde zusammen, auf einer weiten, abschüssigen Grasfläche äsend. Das Wild bewegte sich langsam von uns fort, schräg den Hang hinauf. Wir befanden uns etwa in gleicher Höhe wie das Rudel, konnten aber die stets richtige Taktik, dem

Wilde von oben beizukommen, nicht anwenden, weil die obersten Felspartien noch in zu tiefem Schnee lagen. Bis auf reichlich dreihundert Schritte pürschten wir schließlich in einer kleinen Schlucht heran, näher an das Wild zu gelangen, war unmöglich. Ich lag lange hinter einem Felsen und konnte beobachten, mit welcher Begier das Wild das junge Gras nahm. Es wurde 10 Uhr morgens, da zog die ganze Gesellschaft dem Gipfel des Berges und den uns unzugänglichen Felsen zu. Hierbei kam uns der starke Bock etwas näher. Als er vielleicht zweihundert Schritte entfernt war, schoß ich mit dem Fernglase. Die Kugel schlug, trotzdem ich gut abkam, 2 m rechts von ihm auf. Das Wild wußte nicht, woher der Schuß kam und flüchtete nach allen Seiten auseinander. Ein Teil wandte sich merkwürdigerweise, entgegen der sonstigen Gewohnheit, bergauf zu ziehen, schräg bergab, darunter war der Bock. Diese Versprengten verschwanden nun unter uns in einigen Felsen und Birkenbüschen, sie mußten uns jetzt, wenn sie von dem ersten Schrecken erholt, bergauf zogen, schußgerecht kommen. Es dauerte auch nicht lange, da entwickelten sich zwei Stücke Wild aus dem Gestrüpp unter uns und kletterten, nur fünfzig Schritte entfernt, an uns vorüber. Dann erschienen wieder zwei Stücke direkt unter mir in den Büschen und äugten herauf, hinter ihnen sah ich, über einen Felsen hinweg, das Gehörn des starken Bockes sich heraufbewegen. Das Wild machte schon ein sehr mißtrauisches Gesicht, ich schoß daher sofort, wie Hals und Schultern des Bockes spitz von vorne sichtbar wurden, auf ca. siebzig Schritte Entfernung. Im Feuer stürzte der Bock rücklings hinunter und blieb glücklicherweise bald in den Büschen stecken. Schnell abwärts kletternd, fanden wir ihn hier an seinem Gehörne aufgehängt.

Auch dies Gehörn ist recht dick und 38 1/2 Zoll lang. Die Dicke der Stangen bedeutet einen großen Vorzug der Steinbockgehörne aus der Wardwan-Gegend. Weiter im Norden, in Baltistan, sind die Hörner länger, aber durchschnittlich 2 Zoll geringer im Umfang.

Nachher, beim Lager, probierte ich meine Büchsen mit aufgesetztem Fernglase und konstatierte, daß sie beide mit demselben erheblich rechts schießen. Das Fadenkreuz im Glase muß durch einen Stoß verrutscht sein, ich muß daher das Glas fürs erste in den Koffer packen.

Nach den Erfolgen der letzten Tage habe ich mich entschlossen, in die Kriasch-Nullah nunmehr gar nicht mehr einzuziehen; dieselbe ist jetzt noch ebenso verschneit wie vor zwei Wochen. Mein Ziel ist zum Glück auch so erreicht, und das schöne Tal kann mit seinen vielen Steinböcken und Bären ein sagenhafter Jagdgrund für mich bleiben. Es tut mir leid, mein dort aufgeschlagenes Zelt nun gar nicht zu benutzen, aber den Schnee habe ich satt, auch auf meinem in Aussicht

genommenen Rückwege nach Srinagar winken mir vielleicht noch jagdliche Freuden, und zwar in grünenden und blühenden Tälern. Das Rennen um die Kriasch-Nullah war somit ganz umsonst, aber wer konnte wissen, daß der Schnee in diesem Jahre fast zwei Monate später schwindet als sonst. Jedenfalls war der Besitz der Kriasch-Nullah eine Versicherung für den Fall, daß anderswo alles mißglückte.

Der Abend des 13. Mai sah mich wohl befriedigt in der bekannten heißen Quelle sitzen und deren angenehme Wärme genießen. Rehim Joo hatte eifrig mit dem Teleskop die Felsengegend beobachtet, in der



Steinbockgehörn beim Küchenzelte.

wir den ersten krankgeschossenen Steinbock vermuteten, und wirklich zeigte er mir triumphierend durch das Glas einen Bock, welcher einzeln dort äste. Nach Feierabend machte ein herumziehender Fakir, der schon mehrmals in meinem Lager war, den Leuten allerlei Hokuspokus vor. Er hatte Abdullah an den betreffenden Tagen vorausgesagt, ich würde einmal einen Steinbock und das andere Mal zwei Bären schießen. Über diese Prophezeiung war Abdullah ganz begeistert, mir imponierte sie nicht so, da die erlegten Tiere beide Male tags vorher gesehen waren. Unter Leitung des Fakir verrichteten die Leute ihre, vielleicht in der

letzten Zeit vernachlässigten, Religionsübungen, indem sie, nebeneinander aufgereiht, mit dem Haupte nach Mekka gewandt, ihre üblichen Kniefälle absolvierten.

Der anscheinend kranke Steinbock zeigte sich am Morgen des 14. etwa an derselben Stelle, wie am Abend vorher, zog jedoch bald, ehe wir ihn anpürschen konnten, in die unwegsamste Felsenpartie hinauf. Um ihm hier beizukommen, mußte zunächst der Berg halb umgangen werden. Von der Seite her gelang es dann, in einem Streifen Tannenwaldes, bis nahe an die Felshänge hinaufzuklettern. Der Bock wurde bald mit dem Glase gefunden, er hatte sich an einer Wand niedergetan. Hier glaubte er sich vor Menschen wohl ganz sicher, und doch waren wir ihm auf etwa hundertfünfzig Schritte auf den Leib gerückt. Der erste Schuß, der wohl zu tief saß, machte ihn hoch, auf den zweiten fiel er mehrere hundert Fuß tief an der Wand hinunter, schlug mehrmals auf und verschwand unsern Augen in einer Schlucht. Von dort war er für heute nicht zu holen, es gehören dazu eine Anzahl mit Seilen ausgerüsteter Leute. Rehim Joo und den gewandtesten Bergsteigern unter den Kulis fiel für den nächsten Tag diese schwierige Aufgabe zu. Nach Rückkehr zu den Zelten wurden Versuche mit unseren zwei verfügbaren Seilen gemacht, ein Mann mußte sich zur Probe in der Luft umherbaumeln lassen. Das Wetter war in den letzten Tagen herrlich, die Schwalben und der Kuckuk sind angelangt, sie kommen vermutlich, wie bei uns, aus dem warmen Süden über die Berge.

In dieser Nacht, vor der beabsichtigten Nachsuche, entwickelte sich nun aber ein Gewitter mit anhaltendem Platzregen. Rehims Expedition konnte daher vorläufig nicht aufbrechen, denn solange die Felsen naß sind, ist das Klettern in ihnen unmöglich. Ich ließ darum Rehim Joo mit seinen Auserlesenen zurück und marschierte selbst talab, um an einer bestimmten Stelle auf Bären auszuschauen. Aber auch ich wurde zur Untätigkeit verdammt. Unerhörterweise hielt das Gewitter volle drei Tage und vier Nächte an. Der Himmel war zeitweise schwefelgelb, und das ewige Rollen des Donners wurde mir nachgerade etwas über, vor allem, da ich im Zelte saß und gespannt auf den Moment wartete, der es den Leuten endlich ermöglichen würde, den abgestürzten Steinbock zu suchen. Am 18. ließ der Regen nach. Soeben war ich hinausgegangen, um auf einen Bären zu pürschen, als mich der zweite schikari mit freudigem Jodeln zurückrief. Ich entnahm aus seinen Gesten, daß Rehim Joo mit dem Steinbockgehörn angelangt sei. Dieses war mir vor dem Zelte aufgebaut worden, es ist zweifellos das beste von den drei erbeuteten Gehörnen; Länge fast 40 Zoll, Umfang der Stangen 11 Zoll. Der Schädel ist in Atome zersplittert und der Körper ist ein Brei gewesen. Von dem Gehörn ist glücklicherweise nur eine Spitz abgebrochen.

Ein Mann hat am Seile an einer Felswand hinuntergelassen werden müssen. Die Leute erhielten ein meiner Freude entsprechendes Trinkgeld. Rehim Joo behauptete konstatiert zu haben, daß meine Kugel vom 7. d. Mts. unter dem Rückgrat hindurch war.

Nach einem Tagemarsche galt die nächste Abendpürsche einem Bären. Wir hatten drei Vedetten ausgestellt. Die eine, in Gestalt des Tiffin-Kulis, kam bei Dunkelwerden angerannt und meldete, daß sich ein schwarzer Bär in einer mit Laubbäumen bestandenen Schlucht umhertreibe. Am Rande eines Baches hinaufpürschend, wurde ich bald



Rehim Joo mit dem zuletzt erlegten Steinbocke.

des Bären ansichtig. Er eräugte mich erst, als ich auf vierzig Schritte heran war, und erhielt gleichzeitig einen Blattschuß. Mit diesem wurde er noch flüchtig, bis ihn eine zweite Kugel streckte. Er ist ein mittelstarker, männlicher Bär, mit wunderschöner Decke.

Am 20. Mai passierten wir Marroo. Der Marsch soll am Wardwanflusse in südlicher Richtung hinabgehen, bis in die Gegend von Kischtwar und dann westlich über den Paß Chingram-Dusu nach Islamabad zurück. Am Abend des 20. sollte nochmals einem Bären ein Besuch abgestattet werden, er zog aber vor, unsichtbar zu bleiben.

## IX.

## Rückkehr nach Srinagar. Abschied von Kaschmir.

Der folgende Marsch führte durch prachtvolle Kastanienwälder, welche, vermischt mit wilden Kirschbäumen, Hainbuchen, Ulmen, Eschen, Nußbäumen, Ahorn, Weiden und Nadelholz, die unteren Hänge des Tales bedecken. Zwischen den Stämmen liegt grün bemoostes Felsgeröll umher. Durch dieses hindurch schlängeln sich unzählige, herrlich klare Bäche. Das Unterholz bilden Buscharten, welche man zum Teil als Ziersträucher bei uns in den Gärten hegt. Es ist merkwürdig, wie schnell man, das Wardwantal hinunter marschierend, vom Winter in den Sommer gelangt. Nach jedem Kilometer ist ein Unterschied zu bemerken. Des Abends lagerten wir in lieblicher Sommerlandschaft.

Im Gegensatze zu der reizenden Gegend, ist die hiesige Bevölkerung auffallend unfreundlich. Der zweite schikari sollte aus einem benachbarten Dorfe einige Kulis für den nächsten Tag besorgen, wurde dort aber von mehreren Eingeborenen überfallen und besinnungslos geschlagen. Zwei Leute aus einem anderen Dorfe, die als Ortskundige, einige Zeit vorher, mit mir auf Jagd gewesen waren, kamen zufällig vorbeimarschiert, als man den guten Lhasso in diesem Zustande in den Fluß werfen wollte. Durch die Drohung der beiden Leute, sie würden mir Anzeige machen, wurde Lhasso noch gerettet. Er kam halb tot zurück.

Wir planten nun, am nächsten Morgen bei Dunkelheit das Haus der Hauptattentäter zu umstellen und sie einzufangen. Abends spät, als ich schon schlief, kam der gemeinschaftliche Vorsteher der umliegenden Dörfer bei uns im Lager an. Aus einem Grunde, der mir nicht ganz klar geworden ist, bestimmte er leider meine Leute, schon in der Nacht, ohne mich zu wecken, den Streifzug zu unternehmen. Rehim Joo, Abdullah, Lhasso und vier Kulis zogen mit dem Vorsteher zusammen los. Die Attentäter waren aber auf der Hut und entkamen in der Dunkelheit. Dagegen fand Rehim Joo im Hause derselben zwei alte, geladene Musketen und mehrere Decken von frisch geschossenem Wild und nahm beides mit. Da es den Eingeborenen verboten ist, zu

jagen, ohne einen Erlaubnisschein zu besitzen, so gehörten die Leute augenscheinlich zur Kategorie der Wilderer.

Auf dem Weitermarsche am nächsten Tage, ging ich in Begleitung von Rehim Joo, Lhasso und dem Vorsteher einige hundert Schritte vor den Trägerkulis. Einer von letzteren trug die eroberten Büchsen und Felle. Plötzlich sah Lhasso hinter den nur halb geschlossenen Fenstern eines am Wege allein stehenden Hauses, einen Mann sich verstecken, in dem er einen der Attentäter wiederzuerkennen glaubte. Meine Leute stürzten sich sofort in das Haus und zogen zwei Leute



Das Strafgericht über die Attentäter (links).

hervor, die ohne weiteres eingestanden, daß sie hier auf der Lauer lägen, um ihre Büchsen den vorbeimarschierenden Kulis wieder zu entreißen. Zunächst erhielten sie von meinen schikaris und Abdullah gewaltige Keile, dann wurden sie an den Armen zusammengebunden und mitgenommen, um dem Tasil Dar (Bezirksvorsteher) in Kischtwar übergeben zu werden.

Tags darauf kam ich an dem Zelte eines englischen Militärarztes vorüber und begrüßte ihn als ersten Europäer, den ich seit fast drei Monaten sah. Bei einer Tasse guten Kaffees saßen wir ein halbes

Stündchen zusammen. Der Doktor ist ebenfalls auf einer Jagdexpedition begriffen und seit sechs Wochen unterwegs. Mit mir verglichen, sah er noch auffallend zivilisiert aus, da er nicht, wie ich, das Rasiermesser außer Gebrauch gesetzt hat.

Rehim Joo wurde in einem Dorfe, das wir passierten, als er für einen schlapp gewordenen Kuli einen neuen auftreiben wollte, von einem Eingeborenen mit dem Beile attackiert, entriß dieses aber dem Angreifer und entfloh dann. Die Leute hier scheinen es nicht zu lieben, Kuli zu spielen. Eigentlich kann ich es ihnen auch nicht verdenken,



Auf dem Marsch mit den zwei Gefangenen.

denn es ist eine harte Arbeit, aber der Reisende ist auf die Kulis als einzig mögliches Transportmittel, angewiesen. Die Vorsteher der Dörfer sind verpflichtet, Kulis zu beschaffen, haben die Leute aber anscheinend nicht in der Hand. Der Mann holte des Abends sein Beil wieder ab mit samt einer Tracht Prügel.

Es war heute sehr heiß, die Vegetation auf der Talsohle zeigt, daß hier schon subtropisches Klima herrscht. Man sieht viele Schlinggewächse an den Bäumen, die allerdings noch nicht so üppig wuchern, wie an den südlichsten Hängen des Himalaja. Im Tale stehen reife Ernten,

vorwiegend Gerste. Ein Teil des Wardwantales, nicht weit von Kischtwar, das ich heute abend bei herrlichstem Wetter durchwanderte, überbietet in seinem jetzigen Stadium an Schönheit alles, was ich bisher sah. Der untere Hang ist bedeckt mit mannshohen Myrten, zwischen diesen stehen Ilexbäume, welche über und über mit wilden, weißen Rosen berankt sind. Die Rosen und ein zahlreich dazwischen eingestreuter Strauch, der, in seiner Form unserem Goldregen ähnlich, lila Blüten trägt, stehen gerade in bester Blüte. Der Blick auf diese Fläche von hellgrün, weiß und lila, an die sich unten der weißschäumende Fluß, oben Nadelholzpartien und Felsen anschließen, ist unbeschreiblich schön. In nächster Nachbarschaft neben der Blütenfülle breiten sich die reifen, gelben Kornfelder aus. Ich hatte mich von meinen Leuten getrennt und zog allein meines Weges. Die Dämmerung begann unten, während der Bergkamm auf der entgegengesetzten Seite des Tales in der Abendsonne glänzte. Die Luft war erfüllt vom Duft der Rosen und des reifen Kornes. Der mir unvergeßliche Abend war ein schöner Abschluß des letzten Marsches im Tal des Wardwan.

Teile der Landschaft Kaschmirs sind wirklich das wahre Paradies. Doch will man die Schönheit genießen, so hüte man sich vor allzu großer Nähe der schmutzerfüllten Dörfer und der noch schmierigeren Bewohner, welche ihre graue, filzige Kleidung am Leibe zu tragen pflegen, bis sie in Fetzen herunterfällt. In dieser Beziehung denkt man es sich im Paradiese anders.

An einem Nebenfluß des Wardwan-River entlang, ging es dem Chingram-Passe zu. Die Märsche der letzten Tage waren 40 bis 50 Kilometer lang, doch ist unser aller Training jetzt ein so vorzügliches, daß uns die Doppelmärsche wie ein Spaziergang vorkommen. Die Kulis wurden meist des Mittags gewechselt. Am Fuße des Passes nun waren nur wenige Kulis zu haben, und ich wollte darum dieselben Träger, über die ich am letzten Tage verfügte, auch für den nächsten, den 25. Mai behalten, doch liefen sie in der Nacht, ohne ihr Geld erhalten zu haben, fort. Anscheinend verspürten sie keine Lust, über den Paß zu steigen, trotzdem die Bezahlung dafür eine verhältnismäßig sehr hohe ist. Wir mußten nun irgendwie neue Träger auftreiben. Die weggelaufenen waren mir vom Tasil Dar Kischtwars gestellt, welcher vom Rajah Instruktion erhalten hatte, für mich zu sorgen. Dem vom Tasil Dar geschickten Beamten parierte aber heute niemand. Endlich, am Mittag des 25., hatten wir die nötige Anzahl Kulis beisammen, bis auf drei. Diese drei aber waren nicht zu finden, da die meisten Männer des nächsten Dorfes sich versteckt hatten. Rehim Joo und Abdullah brachten, nachdem ihre Bemühungen, der Hausväter habhaft zu werden, umsonst gewesen, vier Frauen aus dem Dorfe mit. Rehim Joo sagte voraus, daß, wenn

wir dieselben in Marsch setzten, die zugehörigen Männer sofort erscheinen würden. Die Frauen waren sehr willig, nahmen das Gepäck auf und folgten der Karavane. Es war äußerst komisch zu beobachten, wie sie ständig nach dem Dorf zurücksahen, augenscheinlich in sicherer Erwartung ihrer männlichen Stützen. Rehim Joo verglich sie, etwas taktloser Weise, mit weiblichem Steinwild, das den Hang hinunteräugt. Die Wirkung der Maßregel kam überraschend schnell. Kaum waren die Frauen zweihundert Schritte gegangen, als drei Männer eiligst aus dem Dorfe uns nachkamen und sich nun ganz fidel, als ob nichts passiert



Blick vom Chingrampasse auf die näher gelegenen Berge.

sei, zur Verfügung stellten. Die Aussicht auf die Rache ihrer Weiber hatte sie ihre Faulheit überwinden lassen. Die Arbeitsscheu der Männer soll übrigens eine Spezialität der Wardwan-Gegend sein, im übrigen Lande sind die Leute fleißiger.

Wir konnten nun heute nicht mehr den Paß überschreiten, sondern blieben vor dem letzten steilen Anstiege liegen. Die Kulis wurden des Nachts bewacht. Frühmorgens erstiegen wir dann binnen zwei Stunden, in einer noch mit tiefem Schnee angefüllten Schlucht, die Paßhöhe. Oben rasteten wir und ich betrachtete noch einmal das schneebedeckte

Hochgebirge, dessen Gipfel sich in scharfen Konturen gegen den Morgenhimmel abhoben.

Welch' schöne Wochen hatte ich in demselben zugebracht!

Nach Westen fällt der Blick in das uns wohl bekannte Kaschmirtal, es bietet aber einen ganz anderen Anblick, als vor zwei Monaten. Die schneeige Umrahmung ist dieselbe geblieben, aber die Sohle des Tales bildet jetzt eine einzige grüne Fläche, durch die sich das silberne Band des Jehlum hindurchzieht. Meine Leute waren bei dem Anblicke ihrer Heimat außer sich vor Freude. Wir liefen und rutschten beim



Meine jungen Bären.

Abstiege auf dem Schnee hinunter, während die Leute sangen, schrieen und Luftsprünge machten. Bald umschlossen uns wieder die schönen Waldungen der Vorberge.

Ein Teil des Marsches, am 27., durchkreuzte noch die Berge. In Begleitung von Abdullah, konnte ich jedoch die zweite Hälfte des Weges zu Pony zurücklegen. Massen von roten wilden Rosen standen in herrlicher Blüte. Ein englischer Herr und zwei Damen begegneten uns zu Pferde. In der Nachbarschaft waren ihre Zelte aufgeschlagen. Wir passierten eine Ziegen- und Schafherde von mehreren tausend Stück.

In den Dörfern fallen demjenigen, der aus der kargen Gebirgsgegend kommt, die rundlichen Profile der Kinder auf. Die mit Reis gefütterten Kleinen bekommen, je nach Maß der Wohlhabenheit ihrer Eltern, einen sehr ausgeprägten Embonpoint.

In Islamabad angekommen, besuchte ich meine zwei jungen Bären, die in Rehim Joos Hause in Pension und sehr vergnügt sind. Leider kann ich sie nun doch nicht mitnehmen. Herr Hagenbeck schrieb mir, ich möchte sie, wenn ich sie nach Europa befördert haben wolle, ihm in Colombo abliefern. Das ist mir aber nicht möglich. Die Bären sollen große Hitze gar nicht vertragen, sie würden daher jetzt die Reise durch ganz Indien höchstwahrscheinlich nicht überstehen. Ich schenkte die Bären an Rehim Joo; welcher versprach, sie gut unterzubringen, oder sie wieder in die Berge auszusetzen. Am Abend schiffte ich mich auf einer Dunga ein. Unter den Händen eines eingeborenen Haarkünstlers mußte mein mehr großer als schöner Vollbart wieder fallen. So für die Augen der Menschen wieder hergerichtet, glitt ich die Nacht hindurch in meinem Boote den zurzeit sehr schnell strömenden Fluß hinunter.

Am 27. Mai früh 10 Uhr landeten wir in Srinagar. Auch die Stadt bietet jetzt naturgemäß einen ganz anderen Anblick, als zu Anfang März. Hübsche Blumengärten, schattige Platanen- und Pappelalleen und große, gut gehaltene Rasenplätze geben dem europäischen Teil seinen, dem Abendländer altgewohnten, Charakter. Leider ist die Obstbaumblüte, welche im Kaschmirtale so bezaubernd sein soll, lange vorbei. Die Stadt der Eingeborenen ist etwas reinlicher geworden, wie sie im Winter war.

Während meiner Abwesenheit hat man hier eine große Überschwemmung durchgemacht; das Erdbeben ist nur wenig verspürt worden, doch ist alles darüber einig, daß ein derartig schlechtes Frühjahrswetter noch nicht dagewesen ist. Die englischen Herren hier sahen meine Jagdbeute für dieses Jahr als hervorragend gut an. Mehrere in Kaschmir jagende englische Herren haben bisher fast nichts geschossen. Major Wigram war sehr erfreut über die Festnahme der Wilderer.

An einem der schönen Abende in Srinagar wohnte ich einem Tennismatch bei, zu dem auch der Maharaja erschienen war. Wir begrüßten uns, und er hielt bei dieser Gelegenheit einem englischen Herren und mir, in teilweise leider unverständlichem Englisch, einen längeren Vortrag über seine Staatsweisheit, welche darin gipfelt, daß er es als ratsam erkannt hat, im Unrechte nachzugehen, im Rechte aber dickköpfig zu sein.

Sonntag, den 28. verbrachte ich in einem Ruderboote auf dem Dal-Lake, einem See, der an die Stadt grenzt und durch einen Kanal mit dem Jehlum verbunden ist. Rehim Joo begleitete mich. Der See

stößt auf zwei Seiten an die Berge und ist umkränzt von Villen und Anlagen des Maharaja und dessen Bruder. Leider sind die alten Lustschlösser, mit ihren echt orientalischen Gärten, in denen bis vor kurzem noch Sommerfeste vom Maharaja gegeben wurden, schlecht gehalten. Der Herrscher gibt jetzt seine Feste in Srinagar selbst und bevorzugt anscheinend seine modernen, im europäischen Stil gehaltenen Villen. Die dicht am See gelegenen Dörfer standen zurzeit teilweise unter Wasser, die Leute leben inzwischen in Booten. Auf einer Anzahl hübscher Hausboote führen englische Familien ein idyllisches Dasein, ihre Zelte sind da, wo sie zu landen belieben, am Ufer, unter Bäumen, aufgeschlagen. Die zugehörigen Pferde und Hunde treiben sich nach Herzenslust in der Umgebung, auf den weiten Rasenflächen, umher.

Einen großen Teil meiner Zeit verbrachte ich in den Läden Srinagars. Nachdem ich überall umhergegondelt und mir die Preise der Händler notiert hatte, mit dem Hinweise, daß ich schließlich nur das Billigste und Beste kaufen würde, entschied ich mich für den mir am reellsten scheinenden Händler, „Subhana“ mit Namen. Die größeren Geschäfte führen alle verschiedenen Waren, die überhaupt in Betracht kommen. Ich erstand mir wunderhübsche alte Emaillesachen, Porzellan, Schmuck und Holzschnitzereien. Seidenstickereien kaufte ich bei meinem Schneider „Guffar Joo“, welcher sie auf Bestellung, während meiner Abwesenheit, wirklich vorzüglich ausgeführt hatte. Subhana setzte mir ein tiffin (lunch) vor, das mindestens ein Dutzend Gänge aufwies. Trotzdem die Speisen ganz auf die Art der Eingeborenen zubereitet waren, schmeckten sie zum größten Teile recht gut. Die wohlbabenden Händler hier leben, im Verhältnis zu dem Gros des Volkes, sehr bon.

Beim „skinner“ besichtigte ich meine Trophäen. Ich selbst hatte die Decken provisorisch hergerichtet, hier beim Präparator wurden sie ganz zufriedenstellend gegerbt. Die Gehörne wurden nur gereinigt. Mr. Cockburn, welcher die Trophäen nach Deutschland abschickt, sagte mir, er habe noch nie in einer Jagdbeute drei Bären von solcher Stärke, wie die drei besten der meinigen sie aufweisen, zusammen gesehen.

In meinem Boote lebe ich herrlich und in Freuden, vornehmlich da prachtvolles, warmes Wetter ist. Nur die Kinder des Bootsmanns, welche auf dem Hinterschiff hausen, stören manchmal die wohltuende Ruhe, des Abends zanken sie, und des Morgens kennt ihr Jubelgeheul keine Grenzen. Zu anderen Tageszeiten sind sie sehr artig und niedlich. Am 30. abends, als ich meine Rechnung mit Mr. Cockburn in Ordnung brachte, kam gerade ein großer Stoß von Briefen aus der Heimat für mich dort an. Des Nachmittags machte ich dem Rajah Amar Singh meinen Abschiedsbesuch, derselbe verehrte mir ein Bild von sich in schöngeschnitztem Rahmen. Alsdann nahm ich von Rehim Joo und



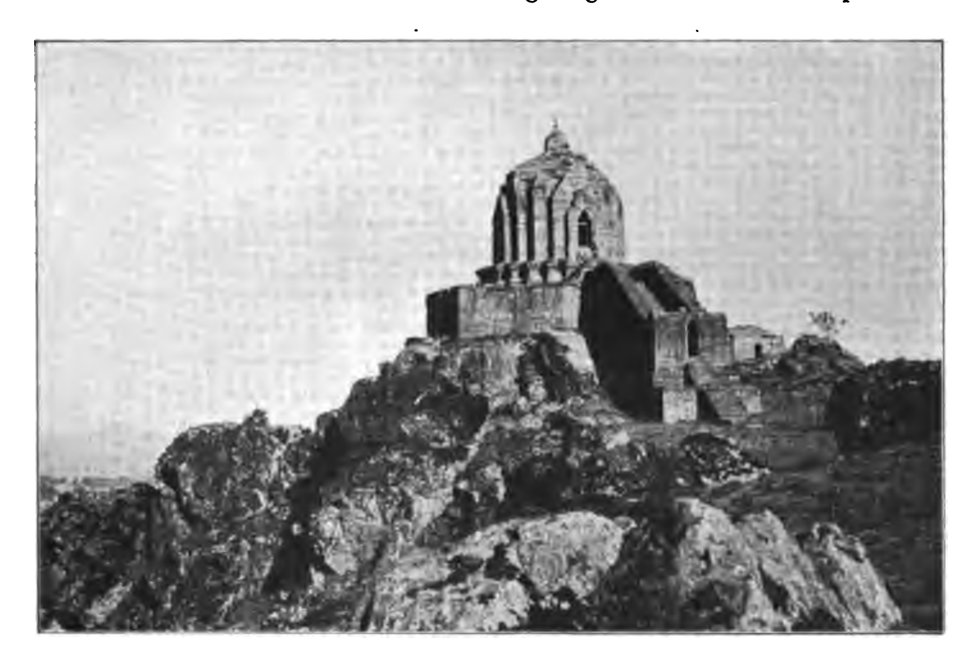
III

Mohammedanischer Gottesdienst an einer Moschee am Dal-See.

Zu Seite 108.

dem Kuli Keudra gerührten Abschied. Die übrigen Leute, Lhasso, Rehima, Sultano, Lala, waren schon in Islamabad zurückgeblieben. Es tat mir herzlich leid, mich von diesen Braven trennen zu müssen.

Des Abends bestieg ich einen an die Stadt grenzenden Berg, den Takt-i-Suleiman, „Thron des Salomon"; dieser wird von einem angeblich uralten, aus mächtigen Quadersteinen erbauten Tempel gekrönt. So schön wie noch nie lagen während des Sonnenunterganges die Stadt, der Dalsee, die Windungen des Jehlum und das ganze Tal unter mir. Aus dem Garten des Residenten drangen gerade, von der Kapelle des



„Thron des Salomon".

Maharajah gespielt, die Töne von „God save the Queen" herauf, die ich mir natürlich in diejenigen unserer Nationalhymne umdeutete.

Nach Tagesanbruch, am 31., lichtete meine Dunga den Anker. Indem das Boot durch die Stadt, auf dem Jehlum hinunterglitt, kam mir die Eigenart der Umgebung nochmals recht unmittelbar zum Bewußtsein. Wohl der größte Teil der Bevölkerung saß auf den untersten Stufen der zwischen den Häusern zum Fluß hinabführenden Treppen, zum Zwecke der Morgentoilette. Die meisten Leute sind mit einem kupfernen, runden Gefäße bewaffnet. Nachdem das Waschen erledigt ist, bei dem in der Regel nur Gesicht, Hände und Füße mit dem Wasser in Berührung kommen, trinkt man mit Wohlbehagen die durch das Tauwetter auf den Bergen gelb und braun gefärbte Flut. Das ganze Fluß-

ufer ist voller hockender Gestalten. Auch die Frauen, welche, soweit sie noch einen Mann betören können, stets sehr versteckt gehalten werden, sind zum Teil zu sehen. Man spricht in Indien viel über die Schönheit der Frauen und Mädchen aus Kaschmir, mir haben die wenigen, die ich sah, nicht sehr gefallen; in der Mehrzahl sind sie von jüdischem Typus.

Die Dunga wurde nun dem Wularsee zugetrieben. Auf beiden Seiten strecken sich grüne, zum Teil auch noch überschwemmte Weideflächen aus. In dem Wularsee, der etwa zwei deutsche Quadratmeilen groß ist, spiegeln sich auf drei Seiten die hohen, schneebedeckten Berge. Heute war der See glatt wie ein Teich, schon mittelmäßiger Wind soll ihn für die schwerfälligen Dungas gefährlich machen. Der größte Teil der Wasserfläche ist bedeckt von Blättern verschiedener Pflanzen, große Strecken waren weiß von Lotosblüten. Viele kleine Boote bringen eine bestimmte Art der Wasserstauden zu den am See gelegenen Dörfern, wo sie als Kuhfutter Verwendung finden. Gegen Abend gelangten wir wieder in den Jehlum, da wo er in westlicher Richtung den See verläßt. In der Nähe des Städtchens Sopur brach plötzlich ein heftiger Gewittersturm aus, so daß wir gezwungen waren, schnell eine kleine Bucht am Ufer, als Hafen aufzusuchen und die Nacht dort zu verbleiben. Die Dunga kann absolut keinen Wind vertragen, die Strohmatten, mit denen sie bedeckt ist, flogen alle in der Luft umher.



Schönheiten Kaschmirs.

Von Barramulla, dem Endpunkte unserer Bootfahrt aus, machte ich am 1. Juni zu Pony eine Partie nach Gulmarg, während Abdullah und Nuralum mit dem größten Teile des Gepäcks in zwei Ekkas aufbrachen nach unserem Ausgangspunkte, Ravalpindi. Gulmarg, auf

deutsch „Rosenwiese", ist ein kleiner, hochgelegener Luftkurort, der zur jetzigen Jahreszeit anfängt, sich zu bevölkern. Die wenigen in Srinagar lebenden Europäer gehen im Sommer hinauf, aber auch aus der indischen Ebene kommen englische Beamte und Offiziere zur Erholung. Der Ort besteht aus europäisch gebauten, niedlichen Holzhäusern. Ich wohnte in dem Hotel. Mit einem sehr netten Schotten, einem captain von den royal engineers, machte ich am Tage nach meiner Ankunft einen Spaziergang bis zur Schneegrenze hinauf. Gulmarg ist eingeschlossen von hohen Nadelwaldungen, auf deren Boden unzählige, vielfarbige Blumen, in der Mehrzahl Narzissen, blühen. Sie machen den Waldboden einem bunten Teppich gleich. Von den höher gelegenen Punkten aus sind im Norden der 27 000 Fuß hohe „Nanga Parbat" und die hohen Berge von Astor und Gilgit sichtbar.

Auf den großen, welligen Rasenflächen Gulmargs beteiligte ich mich am Golfspiele und machte einmal einen längeren Ritt, zusammen mit einem Offizier der 2. Husaren, einem der besten, in Indien stationierten, englischen Regimenter. Ich ritt eins der Pferde dieses Herrn, welcher hier ist, um einen Sonnenstich zu kurieren. Wir erfuhren heute durch die Zeitungen den großen Seesieg der Japaner. Es ist interessant, die Ansichten der hier weilenden Engländer über die politische Lage zu hören. Sie freuen sich über den Sieg ihrer Bundesgenossen, scheinen sich aber doch klar zu sein, daß die Russen, wenn sie Port Arthur, und vielleicht sogar Wladiwostok, beim Friedensschlusse verlieren, um so eher einen Ausweg nach Indien, oder wenigstens nach Persien suchen werden.

Nach Barramulla kehrte ich am 4. Juni zu Fuß zurück und brach am 5. in einer, nach Angabe des Besitzers, schnellfahrenden Ekka von dort auf. Schnell fuhr sie, aber nicht sehr sicher, denn schon nach zwei Minuten lag sie in einem tiefen Graben. Der Gaul scheute, ich sah die Sache kommen und hatte daher noch schnell, bevor die Karre drei Meter tief, kopfüber hinunterrollte, abspringend, einen Chausseebaum umklammert. Merkwürdigerweise blieb alles heil, selbst der Kutscher, und wir konnten bald weiterfahren. Im dak bungalow zu Chakoti traf ich einen, mir aus Srinagar bekannten, englischen Beamten. Er macht hier Vermessungen, da man die Absicht hegt, eine elektrische Bahn, am Jehlum, hinauf nach Kaschmir zu legen; vorläufig sträubt sich aber der Maharaja noch dagegen. Man kann nur wünschen, daß sein Sträuben ihm hilft, sonst wird es bald mit der idyllischen Ruhe des schönen Kaschmirtales vorüber sein. Ich ließ mir beim Abendschoppen lange sehr interessant erzählen. Der Ingenieur war die letzten zwei Jahre ständig in Kaschmir und kennt Land und Leute sehr genau. Als Oberingenieur der Eisenbahnen Kaschmirs, die bisher gar nicht

existieren, bezieht er das anständige Gehalt von dreißig bis vierzig Tausend Mark jährlich.

Am folgenden Tage erreichte ich Kohala und überschritt hier, auf der Brücke über den Jehlum, wieder die Grenze zwischen Kaschmir und dem britischen Gebiete.

Mein Aufenthalt in Kaschmir währte somit etwas über ein Vierteljahr. Er war über Erwarten schön. Ich wundere mich immer, daß nicht schon mehr Deutsche den Weg hierher gefunden haben. Von Mitte April an, bis zum Herbst, ist die Reise bis Srinagar in einer Tonga sehr bequem, sogar für Damen. Ich denke es mir herrlich, während des Frühjahres im Hausboote auf dem Dal Lake zu leben und von dort aus Partien in die Berge zu unternehmen. Das Leben ist nebenbei ausnehmend billig. Im Herbst, von Mitte August bis Ende September, soll es in den Bergen am schönsten sein. Auch in den höheren Regionen ist dann durch die heiße Sonne eine üppige Vegetation aufgeschossen. Die Blumen, welche bei uns nur im Sommer die Gewächshäuser verlassen, blühen dann an den Hängen in üppiger Fülle. Jagdlich ist der Herbst ebenfalls sehr günstig.

Die Jagd in Kaschmir wird sich fraglos, nachdem man, vor etwa acht Jahren, gute Jagdgesetze eingeführt hat, immer mehr heben. Trotzdem die Kontrolle naturgemäß sehr schwer ist, scheinen die Vorschriften im allgemeinen gut innegehalten zu werden. Weibliches Nutzwild soll gar nicht geschossen werden, nur starke, männliche Exemplare. Große Distrikte sind oft mehrere Jahre hindurch ganz geschlossen. Steinwild, Bergschafe und Markhor sollen daher merklich zunehmen. Den Markhor (Schraubenziege) hätte ich sehr gerne noch gejagt, das Gehörn desselben ist eine prachtvolle Trophäe, doch es fehlte mir die Zeit. Durch die Verzögerungen, infolge der Schneekalamität, ist es schon jetzt etwa vierzehn Tage später geworden, als ich es mir vorher berechnet hatte.

Kaschmir ist der einzige Teil des englisch-indischen Riesenreiches, der sich, durch sein dem unsrigen ähnliches Klima, für europäische Kolonisten eignen würde. Einen günstigen Zeitpunkt, der sich früher einmal geboten hat, Kaschmir für sich zu annektieren, haben die Engländer zu ihrem großen Ärger vorübergehen lassen. Jetzt warten viele anglo-indischen Politiker nur auf einen Grund, das Land der Herrschaft des Maharaja zu entreißen, doch ist dieser augenblicklich zu ihrem Leidwesen, schlauer Weise, sehr vorsichtig und gibt England keinen Grund zum Einschreiten.

Es ergab sich von selbst, daß ich, während meiner bisherigen Reise, mit den englischen Herren, die ich kennen lernte, viel über Jagd gesprochen habe. Ferner habe ich eine Anzahl englischer Bücher über „big game shooting" gelesen. Hiernach habe ich den Eindruck ge-

wonnen, daß die Mehrzahl der hier im Auslande mit der Büchse jagenden Engländer recht gute Jäger, auch nach unseren Begriffen, sind. Man hat bei uns meist das Vorurteil, daß der Engländer ein Schießer ist, und der gute Jäger nur in Ausnahmefällen vorkommt. Dies ist meiner Ansicht nach, so weit es die Hochwildjäger angeht, unrichtig. Betreffs der Hege des Wildes, der Art des Erlegens und der Auswahl der zu erlegenden Tiere haben die Engländer dieselben Gesichtspunkte im Auge wie wir und handeln in der Mehrzahl auch danach. Den englischen Büchsen-



Von einem englischen Jäger erbeutetes Schraubenziegengehörn.

jäger findet man allerdings mehr im Auslande und in den Kolonien, als in England selbst, aus dem einfachen Grunde, weil es in England fast nichts mit der Büchse zu schießen gibt. Die Engländer sind hierin uns gegenüber sehr im Nachteile. Es fehlt ihnen in England vor allem der Rehbock, an dem bei uns meist Pürsche und Ansitz mit der Büchse erlernt wird. Hochwild gibt es in England so gut wie gar nicht, die schottischen Hirsche kommen für die große Menge der Jäger nicht in Betracht. Der Engländer lernt daher die Büchsenjagd in der Regel erst im Auslande, auf Reisen oder als Angestellter in den Kolonien, kennen,

eignet sich dann aber, angeleitet durch vorzügliche Jagdliteratur und gutes Beispiel, in der Regel schnell weidgerechte Gesichtspunkte an. In einzelnen Punkten unterscheidet er sich allerdings vom deutschen Jäger. Wohl aus dem Grunde, daß er nicht vorwiegend Naturschwärmer ist, wie der Deutsche, liebt er den Ansitz nicht so sehr wie wir und bezeichnet ihn vielfach als „poor sport". Dagegen verlangt er, seiner sportlichen Erziehung entsprechend, vor allem körperliche Anstrengung bei der Jagd und legt viel Wert auf die Ausübung körperlicher Geschicklichkeit z. B. im Klettern in den Bergen und beim Schießen selbst. Die meisten in Indien lebenden Engländer jagen daher lieber in Kaschmir, wo ohne große Anstrengungen nichts erreicht wird, als im tropischen Dschungel, wo die Pürsche sehr eingeschränkt ist. Der Engländer besitzt eine bei der Ausübung des Weidwerkes unbedingt erforderliche Eigenschaft in hohem Maße, die Geduld. Die Zeit, welche englische Jäger in den Bergen Kaschmirs auf die Jagd verwenden, ist im Verhältnis zu der Beute, ohne daß sie über Pech klagen, oft enorm. Wochenlang machen sie Versuche auf ein bestimmtes Stück Wild, oder warten ebenso lange vor einem verschneiten Passe, um als erste hinüber zu kommen. Ein anderer Punkt, der den Engländer kennzeichnet, ist der, daß er im allgemeinen ein sehr großes Gewicht auf die Stärke und die genauen Maße des Wildes und der Trophäen legt. Ein jeder strebt an, irgend ein Rekordstück, Geweih, Gehörn oder Decke zu erbeuten. Dies entspricht ganz der sportlichen Erziehung, überall spielt die Konkurrenz eine große Rolle. In keinem Falle habe ich gefunden, daß man mehr Wert auf die Anzahl, als auf die Stärke des erlegten Wildes legt. Ich glaube nicht, daß ein größerer Prozentsatz der Tiermörder, die es vor allem in Afrika gegeben hat, auf die englischen Jäger entfällt, als auf diejenigen anderer Nationen, wenigstens soweit nur die Büchsenjagd in Betracht gezogen wird.

Anders liegen die Verhältnisse bei der Flintenjagd. In England und auch in den englischen Kolonien hat man Niederwild in solchen Massen, daß die Jagd vielfach in einen Schießsport ausartet. Doch wo bei uns die Verhältnisse dieselben sind, in den besten Hasen- und Hühnergegenden, findet man ebenso, daß das Schießen oft zu sehr in den Vordergrund tritt und der weidmännische Betrieb darunter leidet.

Um unsere Beurteilung des Engländers als Jäger steht es ebenso, wie in mancher anderen Beziehung. Während die zugrunde liegenden, von den unsrigen verschiedenen, Bedingungen zu uns fremden und teilweise unsympathischen Anschauungen und Verhältnissen führen, macht man diese den Menschen zum Vorwurf. Der englische Jäger wird vielfach als herzloser Tiermörder hingestellt, was er im großen und ganzen durchaus nicht ist.

## X.

## In englischer Geselligkeit. Simla.

Von Kohala marschierte ich zu Fuß über Dehval nach Murree. Leider war die Luft so dunstig, daß ich die schöne Aussicht, die man zurück nach Kaschmir hat, nicht genießen konnte. Alle Hotels in Murree waren voll. Ich fand schließlich Unterkunft in einer alten Baracke der Dépendence eines Hotels. Als ich mich nach Ankunft etwas hinlegte, überfielen mich hunderte von Wanzen, anscheinend recht ausgehungert, denn sie waren furchtbar in ihrem Zorn! Ich mußte auf die Veranda verziehen. Murree ist überfüllt von Militär, das im Sommer aus Ravalpindi und Umgegend vor der Hitze flieht und hier stationiert wird. Die Gäste der Hotels sind meist Offiziere mit ihren Frauen. Der Ort ist 7500 Fuß hoch, herrlich gelegen. Charakteristisch für das Leben auf den Straßen sind die Unteroffiziere, die zurzeit anscheinend wenig zu tun haben und den ganzen Tag wie die Wilden auf ihren, für $^1/_2$ Rupie täglich ermieteten Ponys umherjagen, ferner die Ladys welche die starken Steigungen der Straßen nicht lieben und daher fast nur in den sogenannten „dandies" zu sehen sind. Dieses sind Tragkörbe, in denen die Damen sitzen und so von vier in Livree steckenden Kulis fortbewegt werden.

Am 8. Juni nachmittags besuchte ich mit zwei Bekannten ein Fußball-match von Offizieren, Unteroffizieren und Leuten der 3. Husaren gegen die „Gordon-Highlanders". Der Zuschauerandrang war enorm. Auch die vornehme Gesellschaft Murrees war zugegen. Das Spiel wurde mit lautem Halloh begleitet. Schließlich siegten die Highlanders. Lady Blood, die Generalissima des Ortes, überreichte die Preise. Ein großer Pokal geht als Wanderpreis für ein Jahr in die Offiziermesse des siegenden Regiments.

Mit der tonga ging es tags darauf in vier Stunden nach Ravalpindi hinunter, meistens im Galopp. Man hatte mich vor der Hitze in der Ebene bange gemacht, ich fand es aber in Ravalpindi gar nicht heiß. Als einziger Gast außer mir, wohnte im Hotel ein italienischer Graf; er ist der richtige Italiener und unterhielt mich, ohne daß ich

etwas dazu zu tun brauchte. Meine Hauptbeschäftigung in Ravalpindi war das alte Übel, das Packen. Fast alle warmen Kleidungsstücke und viel unnütz mitgenommener Kram wurden, um das Gepäck zu reduzieren, nach Hause abgeschoben. Auch mein zweiter Diener, Nuralum, wurde in seine Heimat entlassen, weil es ein unnützer Luxus wäre, ihn auf meiner Reise, die vorläufig in zivilisierte Gegenden führt, weiter mitzunehmen.

Die Verhältnisse kamen mir geradezu erschreckend zivilisiert vor, als ich am ersten Pfingsttage, den 11. Juni, wieder in bequemem



Tonga.

Eisenbahncoupé von Ravalpindi nach Kalka rollte. In meiner Begleitung befand sich nur noch Abdullah. Die Fahrt war gar nicht übermäßig heiß. Die Bastmatten vor den Wagenfenstern, über die sich alle paar Minuten, von oben her ein Wasserkasten entleert, kühlten ganz genügend. Es ist in diesem Jahre an dem nördlichen Rande der Ebene verhältnismäßig sehr kühl gewesen.

Die Landschaft bietet nicht viel Abwechslung. Die erste Ernte ist vorüber und man sieht weithin nicht viel mehr als Stoppelfelder. Auf den Bahnhöfen wurden allerlei Früchte angeboten, doch sind sie

nicht sehr begehrenswert, die Melonen sind wässerig, auch die Mangos meinem Geschmack nach kein besonders großer Genuß. Diesmal hatte ich einen Reisegefährten, es war ein englischer Offizier, der die vorjährige Expedition nach Tibet mitgemacht hatte. Er für seine Person kam erst jetzt von dort zurück und erzählte, daß die Bevölkerung jetzt zum Schlusse ganz friedlich gegen die englischen Eindringlinge gewesen sei.

Kalka war bis vor zwei Jahren die Eisenbahnstation für Simla. Jetzt führt von dort aus eine sehr künstlich angelegte Kleinbahn durch die Vorberge des Himalaja bis nach Simla hinauf, so daß man nicht



Simla, wie es sich dem Ankömmling zeigt.

mehr gezwungen ist, die letzte Strecke Weges per Tonga zurückzulegen. Die Bergbahn steigt schnell an. Die Temperatur sinkt infolgedessen von Station zu Station sehr erheblich. Der Zug passierte verschiedene Zeltlager von Truppen, man sah vornehmlich Maultierartillerie. Die Berge hier im Süden Simlas sind meist kahl, zum Teil mit terrassenförmig angelegten Feldern bedeckt. Am 12. Juni nachmittags traf ich in Simla, dem bekannten Sommersitze der englischen Regierung, ein. Der Ort ist von weit her sichtbar. Wohl eine deutsche Meile weit, streckt er sich auf einem Bergrücken hin, umgeben von hohen Nadel- und Rhododendronwaldungen. Viele hübsche, einzeln gelegene Villen

fallen in das Auge. Das Bild ist ganz europäisch. Ich stieg im Grand Hotel ab. Dieses soll nächst dem Taj Mahal Hotel in Bombay das beste in Indien sein. Für eine deutsche Zunge ist das Essen trotzdem kaum mehr als mittelmäßig. Die Engländer verstehen bekanntlich nicht viel von Küche und lieben es, vor allem hier in dem heißen Klima, wenn eine Speise so scharf zubereitet ist, daß man gar nicht weiß, was man ißt.

Auf den Straßen Simlas, welche nur chaussiert sind, ist ein starker Verkehr. Die Mehrzahl der Herren reitet auf Ponys, während die Damen, soweit sie nicht ebenfalls zu Pferde sitzen, in den von vier oder mehr Leuten gezogenen und geschobenen „rickshaws" dahersausen. Am ersten Abende besuchte ich das Theater, ich glaube, es ist das einzige europäische in Indien. Die Schauspielertruppe besteht nur aus Dilettanten. Das Publikum erscheint im Parket und I. Range in sehr eleganter Toilette, ganz wie in London.

Nun begann für mich eine Reihe sehr amüsanter und interessanter Tage. Durch den deutschen Generalkonsul, den Grafen Quadt, lernte ich eine Anzahl Herren und Damen aus der hiesigen besten Gesellschaft kennen. Die höchstgestellten Persönlichkeiten hierzulande, zu denen, nächst dem Vizekönige Lord Curzon und dem Höchstkommandierenden Lord Kitchener, die „members of council" gehören, sind für die übrige Menschheit fast unnahbar. Sie pflegen nicht einmal Besuche, welche ihnen gemacht werden, zu erwidern. Graf Quadt hat kurz und bündig erklärt, er verkehre mit niemandem, der ihm nicht seinen Gegenbesuch mache und hat hierdurch erreicht, daß zu ihm, als Ausnahme, auch die hohen Herren gekommen sind. Seine gesellschaftliche Stellung sowohl, wie diejenige seiner liebenswürdigen Gattin, ist eine ganz hervorragende und man reißt sich darum, in seiner Villa „Strawberry Hill", die früher vom Vizekönige bewohnt wurde, zu verkehren. Im Hause des Grafen Quadt lernte ich auch Lord Kitchener kennen. Dieser macht einen sehr gewinnenden Eindruck, er ist sehr liebenswürdig, einfach und anspruchslos. Die hiesige Gesellschaft soll ihn jedoch wie einen König behandeln, so sehr er sich auch hiergegen sträubt. Der Vizekönig lebt augenblicklich nicht in seinem Palais, sondern in der Nähe Simlas im Zeltlager, so daß ich ihn gar nicht sah. Lady Curzon ist neulich bei dem Erdbeben fast von einem einstürzenden Kamin erschlagen worden. Viele Häuser Simlas haben Risse bekommen. Man soll jetzt noch jede Nacht Erdstöße verspüren, doch ich scheine nicht für die Wahrnehmung von Erdbeben veranlagt zu sein.

Es ist bei Tage recht warm und leider bisher stets dunstig, so daß die Schneeberge nicht zu sehen sind. Bei klarem Wetter blickt man von hier bis nach Tibet hinein.

Ich erhielt eine Einladung zum Frühstück bei Lord Kitchener, bevor ich dazu gekommen war, mich bei ihm einzuschreiben. Außer dem Military Secretary, Colonel Hamilton, und den drei Adjutanten, welche täglich bei ihrem Brotherrn frühstücken, war ich einziger Gast. Der Gastgeber war sehr vergnügt und erzählte allerlei spaßige Geschichten, sprach auch über militärische Fragen, den russisch-japanischen Krieg usw. Nachher zeigte er mir die großartigen Jagdtrophäen, die in der Halle hängen, und sehr schöne Kunstgegenstände, welche er teilweise als Ehrengeschenke erhalten hat.

Andere Höhepunkte meiner gesellschaftlichen Vergnügungen waren zunächst ein geradezu fürstlich ausgestattetes Spitzendiner beim Grafen Quadt, dann ein sehr gemütliches Essen im besten Club Simlas, zu dem mich der Attaché beim Generalkonsulat, Herr v. M., eingeladen hatte. Bei dieser Gelegenheit ritt ich im Frack zum Clubhause, wie es hier gang und gebe ist. Sehr interessierte mich ferner ein Ball in der Town Hall, der von einer Gesellschaft von Junggesellen, den „black hearts" gegeben wurde. Nur die beste Gesellschaft war hier vertreten. Das große Lokal war sehr erfindungsreich und geschmackvoll durch künstliche Wände und Draperien in kleinere und ganz kleine Räume geteilt. Der Eingangspavillon war ausgeschlagen mit schwarzen Herzen auf rotem Hintergrunde, dem Wappen der Gesellschaft. Das Ganze war sehr luxuriös. Man scheint hier viel besser zu tanzen wie in England, die nötige Übung fehlt der Gesellschaft Simlas auch nicht. Die Rundtänze bestanden fast nur aus Walzern. Der Lancier gleicht mehr einem Indianertanz, wie der uns bekannten Art, doch amüsiert man sich anscheinend vorzüglich dabei. Die Haupteigenart der hiesigen Bälle ist die, daß alle Damen, selbst die ältesten, sich ausgezeichnet unterhalten. Alle beteiligen sich aktiv, und zwar sehr intensiv, am Tanze, ein „Drachenfels" ist unbekannt. Auf diesem Balle fehlten dagegen die jungen Mädchen fast ganz.

Graf Quadt zeigte mir zu Pferde den Renn- und Spielplatz „Annendale". An einem der Nachmittage wohnte ich dort den sportlichen Spielen bei. Sie werden wöchentlich von einem aus Herren und Damen bestehenden Club arrangiert. Die zu Pferde stattfindenden Spiele waren teils die auch in England üblichen, teils waren es mir bisher unbekannte Variationen. Den größten Lacherfolg erzielte folgende Konkurrenz: Es wurden zehn Ziegen auf den Platz gebracht; immer zwei Herren und eine Dame zusammen erhielten eine derselben zugewiesen und mußten diese zu Pferde, mit langen Stöcken in der Hand, über den Platz, in einen kleinen, improvisierten Stall treiben. Das Konsortium, welches dies zuerst fertig brachte, hatte gewonnen. Man kann sich das Durcheinanderjagen, das Geblöke und die Sprünge der Ziegen denken,

welche zum Teil mit großem Erfolge nach der gerade entgegengesetzten Richtung, als beabsichtigt war, zu enteilen bestrebt waren. Einigen derselben gelang es sogar, gänzlich zu entkommen und unter freudigen Geberden die Berghänge zu erklettern. Immer neue derartige Spiele werden von den erfindungsreichsten Köpfen erdacht. Manchmal sollen dieselben sogar bei Mondschein vor sich gehen.

Ein Spiel muß ich noch erwähnen, das mir großen Eindruck gemacht hat. Dasselbe wird zu Fuß betrieben. Es ist eine Riechkonkurrenz, „smelling competition". An eine lange Leine werden etwa dreißig, oder mehr, mit einem gut oder schlecht riechenden Stoffe gefüllte, Beutelchen gehängt. Je ein Herr und eine Dame arbeiten zusammen, sie müssen die Reihe schnell abgehen, ihr Riechorgan dabei in Tätigkeit setzen und aufschreiben, was nach der Ansicht ihrer Nasen in den einzelnen Säckchen enthalten ist. Das Paar, das die meisten Treffer hat, erhält den Preis.

In Simla ist jetzt eine Gesellschaft von über tausend englischen Herren und Damen versammelt. Letztere sind sehr in der Mehrzahl, da viele Beamte und Offiziere auch in der heißen Zeit in der Ebene verbleiben müssen, während ihre Frauen vor der Hitze in die Berge entweichen. Junge Mädchen sind in ganz Indien sehr rar. Das gesellschaftliche Leben in Simla muß auf die Dauer, während der fast achtmonatlichen Saison, sehr aufreibend sein. Die Damen, die noch weniger zur Ruhe kommen wie die Herren, sehen auch recht bleich und abgehetzt aus. Es kommt hinzu, daß doch auch hier in den Bergen, die Einflüsse des Klimas sehr bemerkbar sind. Die Gesellschaft ist naturgemäß zum großen Teil recht „gemischt".

Das Leben für die ihren eigenen Haushalt führenden Familien ist hier recht kostspielig. Die meisten Engländer lassen sich ohne viel Sträuben von den eingeborenen Händlern und der Dienerschaft ganz enorm über das Ohr hauen. Die Herrschaft wird ihrer Stellung nach eingeschätzt und danach werden ihr die Preise gemacht. Ein Diener verlangt von einem Mann mit hohem Einkommen das doppelte Gehalt, wie von einem anderen, nicht so wohlhabenden und kommt auch wirklich unter keinen Umständen in seinen Dienst, wenn er das Geforderte nicht erhält. Der Sahib, der sich in dieser Beziehung am meisten gefallen läßt, genießt bei den Eingeborenen das größte Ansehen. Bei manchen ist der Grund, weshalb sie sich so übervorteilen lassen, vielleicht Dummheit, es sprechen aber auch politische Gründe mit. Der Engländer bezahlt in seinen Kolonien überall, klugerweise, sehr gut, vielfach weit über den Wert. Die Zufriedenheit der Eingeborenen wird natürlich hierdurch nicht verringert. Ein Engländer sagte mir, die Leute in Asien wissen ganz genau, daß wir überall, wohin wir kommen, für das Genommene gut bezahlen, dagegen wissen sie ebenso gut, daß der Russe nimmt, aber nichts bezahlt. So weit die russischen Beamten in Betracht kommen, trifft dies wohl unbedingt zu.

IV



Zu Seite 118.

Aussicht von Simla auf die Schneeberge.



Leider zeigten sich während der ganzen Zeit meiner Anwesenheit in Simla die Schneeberge nicht in klarem Lichte. Sie sind in der heißen Zeit meist von Dunst oder Staubwolken, die aus der Ebene aufsteigen, umhüllt. Mehrfach erhoben sich Staubstürme, während denen man kaum hundert Schritte weit sehen konnte.

In der Ebene, vor allem in Kalkutta, herrscht zurzeit eine solche Hitze, wie sie seit langen Jahren nicht vorgekommen ist. Doch, da man nunmehr täglich den Regen und Abkühlung bringenden Südwest-Monsun erwartet, entschloß ich mich, nach einem Aufenthalte von vierzehn Tagen in der Sommerresidenz, am 27. Juni den Sprung in die Glut des Tieflandes hinunter zu wagen.

Meinen letzten Abend in Simla füllte ein Ball bei Lord Kitchener aus. Derselbe bot ein sehr vielseitiges Bild durch die bunten Uniformen und eleganten Toiletten, welche hier durcheinanderwogten. Ich lernte eine sehr interessante Persönlichkeit kennen, mit Namen: „His Highness, the Aga Khan". Seine Hoheit, ein Abkomme des „Alten vom Berge", des Schreckens der Kreuzfahrer, gilt einer mohammedanischen Sekte als der eigentlich rechtmäßige Kalif, ja als Incarnation der Gottheit. Die Sekte ist in Nordwest-Indien und in Deutsch-Ost-Afrika besonders verbreitet. Der „Aga Khan" hat ein sehr angenehmes Leben; braucht er Geld, so macht die Gottheit ihren Anhängern einen Besuch, und Berge von Gold fließen ihr auf Wunsch zu. Heute bekleidete die imponierende Gestalt ein tadelloser Frack und eine persische Mütze. Die Brust des Aga Khan schmückte der deutsche Kronenorden I. Klasse, welcher ihm von unserem Kaiser verliehen ist, wohl aus dem Grunde, weil er in Ost-Afrika eine Persönlichkeit ist, mit der man rechnen muß. In seinem Privatverhältnis ist der Aga Khan ein ganz europäisch gebildeter, liebenswürdiger Mann. Er erzählte mir, daß er, ebenso wie ich, gerade aus Kaschmir von der Jagd komme, wo er zwei Schraubenziegen geschossen habe. Er muß sich manchmal selbst etwas sonderbar in seiner göttlichen Würde vorkommen.

Die Stimmung auf dem Feste Lord Kitcheners war in den militärischen Kreisen eine sehr gehobene, da gerade die Nachricht aus England eingetroffen ist, daß die englische Regierung die Vorschläge Kitcheners, die indische Armee-Organisation betreffend, angenommen hat. Hiernach erhält der Höchstkommandierende fast vollkommene Selbständigkeit. Man sagt, daß Lord Curzon möglicherweise zurücktreten wird. (Dies trat einige Wochen darauf ein).

Herr v. M. geleitete mich am folgenden Morgen zum Bahnhofe. Den Herren des deutschen Generalkonsulats, in erster Linie dem Grafen Quadt verdanke ich vornehmlich, daß die zwei Wochen in Simla so angenehm für mich verliefen.

---

## XI.

# In heißen Tagen bis Kalkutta.

In Kalka, am Fuße der Berge, geriet ich zum ersten Male in die normale Sommerhitze der gefürchteten Ebene. Die Glutwellen, die einem hier entgegenschlagen, sind allerdings überraschend und recht unangenehm für die nicht daran gewöhnten Augen. Des Nachts, bei offenen Fenstern, war es im Coupé jedoch ganz erträglich. Streckenweise beobachtete ich Millionen von Leuchtkäfern, die dicht über der Erde, an der Bahnstrecke entlang, umherschwirrten. Am 28. früh traf ich in Lucknow ein. Das Regiment der Royal Dragoons, deren Chef unser Kaiser ist, war durch den Grafen Quadt über meinen beabsichtigten Besuch benachrichtigt, doch traf der Brief erst mit mir zusammen ein. Es waren nur wenige Offiziere anwesend. Man konnte bei Tage der Hitze wegen nicht viel anfangen, von morgens 8 Uhr an, bis 5 Uhr abends ruht auch jede dienstliche Tätigkeit. In der Offiziersmesse saß man angenehm kühl; die Türen sind mit nassen Matten verschlossen, durch welche künstlich, durch Drehung von Flügelrädern, die von Kulis bedient werden, Luft in den Raum hineingetrieben wird. Im Kasino hängt das Bild unseres Kaisers, darunter ein von Seiner Majestät gestifteter Lorbeerkranz, der alljährlich an einem Erinnerungstage feierlich dem Regimente überreicht wird.

Vor dem Tiffin hielt ich ein Schläfchen in dem bungalow eines Captain, dem Sohne des bekannten Lord Lansdown. Das Regiment ist noch nicht lange in Indien. Es bleibt, wie die anderen englischen Regimenter, zehn Jahre draußen. Viele der Offiziere wären naturgemäß viel lieber in England geblieben, doch es müssen alle mit hinaus, die nicht vorziehen, den Abschied zu nehmen.

Während des Abends Polo gespielt wurde, was hier in der größten Perfektion geschieht, fuhr mich der Oberst spazieren und zeigte mir die sogenannte „Residency". Diese ist durch das Andenken an ihre Verteidigung durch Lord Lawrence, im Aufstande des Jahres 1857, höchst interessant. Zurzeit besteht sie nur noch aus einer von Kanonen- und Flintenkugeln durchlöcherten Ruine, über die sich blühende Schling-

pflanzen ausbreiten. Die Engländer glauben, daß die erfolgreiche Verteidigung der Residency in Lucknow Indien für sie gerettet hat.

Die Stadt ist schön und zeichnet sich aus durch ihren vornehmen Charakter. Bis 1857 war Lucknow Hauptstadt des mohammedanischen Königreiches Oudh. Dieses war, im Gegensatze zu den meisten anderen indischen Ländern, ein Feudalstaat. Noch jetzt gibt es in der Umgebung viele eingeborene Großgrundbesitzer, die ihre besonderen Vorrechte und Freiheiten genießen. Dieselben kommen zu bestimmten



Offiziere der „Royal Dragoons" vor der Messe.

Jahreszeiten in Lucknow zusammen und beziehen ihre Privatpaläste, welche, in mohammedanischem Typus gebaut, einen im Viereck angelegten Stadtteil bilden. Der König ist nach seiner Beteiligung am Aufstande abgesetzt und später auf seiner Besitzung bei Kalkutta gestorben.

Des Abends nach dem Diner im Kasinogarten, während dessen die Punka an einem Gerüste über uns schwang, dampfte ich ab nach Benares. Hier traf ich 4 Uhr morgens ein. Die dienstbaren Geister hatten unglaublicherweise die Warteräume auf dem Bahnhofe die ganze Nacht hindurch geschlossen gehalten. Man konnte diese daher nur als

ein Schwitzbad betrachten, und, da ich der einzige Gast war, wählte ich eine dementsprechende Bekleidung. Die Wände waren so heiß, daß man sie kaum anfassen konnte. Nachdem es hell geworden, unternahm ich eine Bootfahrt den Ganges auf und ab und sah dann, von einem Hindu geführt, mit zugehaltener Nase, binnen einer halben Stunde, eine ganze Anzahl der bekanntesten Tempel. Der Schmutz und Gestank ist unbeschreiblich.

Benares ist sehr interessant, wenn auch gar nicht schön. Sehr malerisch ist das Bild, das ich des Morgens früh vom Boote aus hatte. Viele Tausende von Hindus strömen stundenlang auf den breiten Steintreppen, die von den Häusern und alten Palästen in den Fluß hinunterführen, auf und ab. Jeder nimmt sein Morgenbad in dem heiligen, aber um so schmutzigeren Ganges und verrichtet dabei seine Gebete, unter den vorgeschriebenen Ceremonien. Es wimmelt im Fluß von Menschen. Schulen erscheinen mit ihren Lehrern, von denen einige ein sehr ehrbares Aussehen haben. Vielleicht sind es Exemplare der weisen Brahmanen-Panditen. Die Frauen steigen, vollkommen in ein Gewand gehüllt, ins Wasser und behalten die Tücher nachher naß am Leibe. Das ganze Treiben ist deshalb besonders eindrucksvoll, weil man weiß, daß es sich seit Jahrtausenden, ziemlich unbeeinflußt von außen, ebenso abgespielt hat. Für die Augen ist das Treiben am Flusse und in den Tempeln dasselbe geblieben, aber der religiöse Inhalt ist der Masse des Volkes fast gänzlich abhanden gekommen. Die Hindu-Religion unter dem niederen Volke ist nirgends so verrottet, wie in dem religiösen Mittelpunkte Benares. Sie besteht nur in reinem Götzendienst. Alles ist äußerlicher Humbug. Die gebildeteren Hindus behaupten, für die Masse des Volkes passe nur diese oberflächliche Religion, stumpfsinnig genug sind allerdings die Leute. Von den Tempeln, in denen die Kühe umherlaufen, den heiligen Brunnen, aus welchen die Leute den Schlamm trinken, den Götzenfratzen, die sie mit Wasser besprengen und bekränzen, hat man nach einem schnellen Durchgange genug. Man wundert sich nur, daß die ganze Bevölkerung, bei dem Schmutz, nicht in einer einzigen Epidemie umkommt.

Von der Weisheit der Hinduphilosophen, der Brahmanen, die in Benares ihren Sitz haben, etwas zu vernehmen, hatte ich natürlich in der kurzen Zeit keine Gelegenheit. Diese Gelehrten stehen mit der Volksmasse kaum in Verbindung. Sie sind die einzigen, die den Inhalt der alten Religion noch erfassen und die Erkenntnis auf ihre Schüler zu übertragen versuchen.

Am Nachmittage des 29. fuhr ich aus Benares ab, nachdem ein prachtvoller, kühlender Gewitterregen eingesetzt hatte. Am 30. früh waren wir nicht mehr weit von Kalkutta.

Man glaubt sich plötzlich in ein anderes Land versetzt. Wie in Ceylon liegen die Hütten unter hohen Palmen und anderen tropischen Bäumen versteckt, reiche Gärten und Felder wechseln ab mit üppigem Dschungel, man ist bereits im Bereiche des fruchtbaren Ganges-Delta. Eine ganz andere, feuchte, wenn auch noch sehr heiße, Luft strömt in die Coupéfenster ein.

Kalkutta, wenigstens der Teil, den man zuerst, mit dem Wagen von Howrah-Station aus über die große Brücke des Hooghly-Flusses fahrend, erblickt, macht äußerlich ganz den Eindruck einer europäischen Großstadt, wenn auch das Straßenpublikum zu dieser Jahreszeit nur sehr wenige Europäer aufweist. Ich stieg im Grand Hotel ab.

Eine Stunde nach meiner Ankunft brach der seit Wochen erwartete und ersehnte Monsun mit heftigem Platzregen auch hier ein. Ganz Kalkutta atmete sichtbar auf, die Hitze war seit Wochen fast unerträglich gewesen. Einige Europäer und eine große Anzahl von Pferden sind durch die Hitze umgekommen. Während meines Aufenthaltes in Kalkutta vom 30. Juni bis 6. Juli war nun infolge des Regens die Temperatur herrlich.

Mit Hilfe eines Empfehlungsbriefes lernte ich eine Anzahl junger Bremer Herren kennen, welche der Firma Schröder, Schmidt & Co. angehören. Sechs dieser Herren führen zusammen einen Haushalt. Ich war in dem äußerst netten Junggesellenhause häufig zu Gaste und wohnte zeitweise ganz dort. Morgens und abends ritten wir mehrmals auf der sogenannten Maidan, einem riesigen von Alleen durchzogenen Rasenplatze, der an die Stadt und den Fluß grenzt, spazieren. Man kann hier allerlei Spiele, vornehmlich das Fußballspiel, beobachten. Die Eingeborenen haben hierin viel von den Engländern gelernt und sind wie versessen auf sportliche Betätigung. Der Boden ist jetzt zur Regenzeit ideal zum Reiten. Des Abends pflegt sich auf den Hauptstraßen an und auf der Maidan ein Korso zu entwickeln.

Am Sonntag, den 2. Juli, fuhr ich mit Herrn v. P. per Rad zum Botanischen Garten hinaus. Der Garten zeigte sich in der Morgenfrühe, nach einem nächtlichen Regen, in seinem schönsten Lichte. Die große Palmenallee, der berühmte, für sich einen Wald bildende, wilde Feigenbaum, die roten Lotosblumen auf den Teichen, mit ihren bläulich schimmernden Blättern, die Pflanzen in dem großen, nur aus Schlingpflanzen hergestellten, Gewächshause, sind die Glanzpunkte. Leider blühten die Orchideen meist nicht. Sehr absonderlich sind die Fliegen fressenden Blumenkelche, welche wohl einen halben Meter im Umfange messen. Die eigenartig duftende, feuchte Tropenluft war über dem ganzen Parke ausgebreitet, sie hat einen ganz besonderen Zauber.

Der mächtige Hooghlyfluß liegt voller Handelsschiffe aller Nationalitäten, ebenso die Docks.

Zum Diner war ich an einem der Tage beim deutschen Konsul, Herrn Bleek, geladen. Mehrfach suchte ich den deutschen Klub auf.

Auch der Stadt der Eingeborenen stattete ich einen Besuch ab. Die Bevölkerung weist Menschen jeder Färbung auf. Sobald ihre Hautfarbe einen noch so geringen gelben Anstrich hat, so sind die Betreffenden aus der Geselligkeit der Europäer so gut wie ausgeschlossen. Dies ist für viele Mischlinge sehr hart, es ist aber eine große Vorsicht diesen Leuten gegenüber unbedingt sehr angebracht.

---

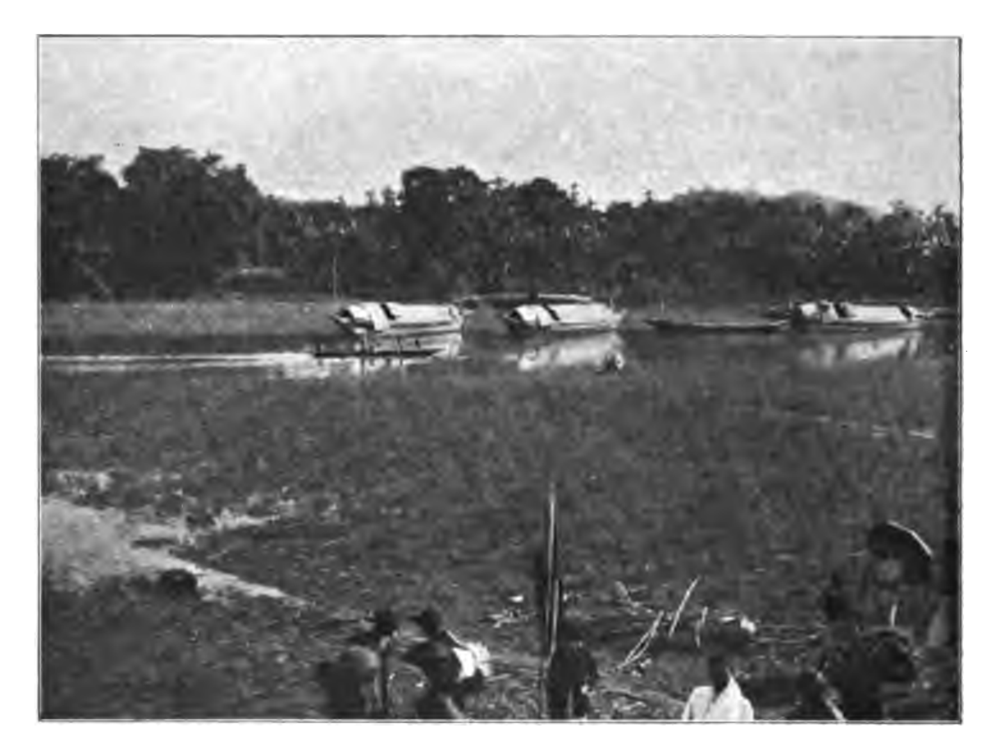
XII.

## Assam. Tiger- und Büffeljagd.

Vor mir lag nun noch eins der Hauptziele meiner Reise, das Erlegen eines Tigers. Von den für Europäer zugänglichen Landesteilen beherbergen die sogenannten Zentralprovinzen und das Land Assam, welches sich am Oberlaufe des Brahmaputra entlang erstreckt, die zahlreichsten Tiger. Trotzdem die Jahreszeit für die Jagd in Assam jetzt nicht günstig ist, entschied ich mich für die Reise dorthin, vornehmlich deswegen, weil die Natur dort viel schöner ist, wie in den Zentralprovinzen. Am 6. Juli abends verließ ich, für die Jagd zur Regenzeit im tropischen Dschungel ausgerüstet, Kalkutta. Außer dünnen Kleidungsstücken und wasserdichten Umhängen, auch für die den Jäger begleitenden Eingeborenen, gehören zu dieser Equipierung eine nicht geringe Anzahl von Medikamenten gegen Fieber, Dysenterie, Cholera, Schlangenbisse und dererlei Übel. Außer dem treuen Abdullah nahm ich aus Kalkutta zwei Kulis mit, die das Präparieren von Fellen gelernt haben. In der Regenzeit ist es ohne sachverständige Leute, die die Felle nicht trocknen, sondern naß einsalzen, unmöglich, ein solches zu konservieren.

Die Eisenbahn führt nordwärts wieder durch schöne, reiche Gegend. Des Nachts setzten wir per Schiff über den Hauptarm des Ganges und langten am 7. früh in Dhubri an. Dieser Ort liegt am Zusammenflusse des Brahmaputra mit einem mächtigen, von Norden kommenden, Nebenflusse. Der Brahmaputra ist hier zur Regenzeit etwa anderthalb deutsche Meilen breit, er führt Massen von Bambusholz und Baumstämmen mit sich herunter. Die Umgebung von Dhubri und das Land nördlich, bis zu den Bergen von Bhutan, ist eine weite Ebene, bedeckt mit über mannshohem Schilf und Gras. Jetzt ist das Land zum größten Teil überschwemmt. Es gibt kaum einen vom Dschungel freien Fleck, jagen kann man daher nur auf dem Rücken eines Elefanten und auch das ist zurzeit kaum möglich, da man immerfort angeschwollene Flüsse zu passieren hat, durch die man mit dem beladenen Elefanten nicht hindurch kann. Man muß jedesmal abladen, das Gepäck per Boot übersetzen und die Elefanten dann schwimmen lassen.

Das am Brahmaputra gelegene dak bungalow diente mir zur Unterkunft. Der „deputy commissioner", den ich in jagdlicher Beziehung um Rat fragen wollte, ist leider verreist. Ein solcher D. C. hat etwa die Stellung eines Regierungspräsidenten, nur daß sein Bezirk zehn- bis zwanzigmal so groß ist, wie bei uns. Einen englischen Polizeioffizier und einen Forstbeamten lernte ich kennen, es sind die einzigen, hier anwesenden Europäer. Die beiden Herren spielten am Abend beim Klub, der überall existiert, Tennis. Das Spiel zeichnete sich dadurch aus, daß ein Polizist die Bälle aufhob. Als ich nachher am Strande



Ufergegend am Brahmaputra.

saß, kam ein japanisch aussehender Mann an mich heran, warf sich vor mir hin und berührte dreimal den Boden mit der Stirn, dann erzählte er mir eine lange, anscheinend sehr rührende Geschichte, von der ich natürlich nichts verstand. Abdullah verdolmetschte mir dann dieselbe: Der Mann war aus dem „verbotenen Lande" Nepal und bat um Geld, um nach Hause reisen zu können, da er hier Prügel erhalten zu haben vorgab.

Die Dampferfahrt am folgenden Tage, den Brahmaputra hinauf, bis Goalpora, übertraf weit meine Erwartungen.

Aus der Ebene im Norden erheben sich eine große Anzahl einzelner, schönbewaldeter Berge. Im Hintergrunde sieht man die Bhutanberge. Im Süden treten streckenweise die Berge bis an den Fluß heran, sie sind über und über mit Urwald bestanden. Die Täler schmücken Prachtexemplare von tropischen Bäumen, zwischen denselben sehen die Bambushütten der Eingeborenen heraus. Das Land erinnert sehr an Ceylon, es ist meinem Geschmacke nach ebenso schön. An den Haltestellen des Dampfers scharen sich die Leute mit ihren Waren: Fischen, Früchten, Geflügel usw. Die Menschen-Typen sind überall verschieden. Es gibt



Ein Landungsplatz am Brahmaputra.

unzählige kleine Stämme in Assam, zum großen Teil, vor allem in den Bergen, werden diese noch von ihren kleinen Rajas, unter englischer Oberherrschaft, regiert. Man spricht in Assam ca. fünfundzwanzig verschiedene Sprachen. Der Unterschied zwischen der Bevölkerung hier und den Bengalen, deren Land ich soeben verlassen hatte, ist ein sehr großer. Der Bengale ist unter den Indern der in der Zivilisation am weitesten Vorgeschrittene, er gilt als sehr lernklug. Der englisch gebildete Bengale heißt kurz „Babu", als niederer und mittlerer Beamter ist er über ganz Indien verbreitet. Er ist großer Bureaukrat und

Theoretiker. In den Zeitungen läßt der Babu die schwierigsten, politischen Artikel los und wagt oft sogar die Regierung zu kritisieren, in der Praxis ist sein Können aber bald zu Ende.

In Assam sieht man ein Volk, das noch fast gar nicht von der Kultur beleckt ist. Man könnte für die Leute fast den Ausdruck „Wilde" anwenden. Die Mehrzahl der Bergstämme sind weder Hindus noch Buddhisten, sie halten sich an gewisse Aberglauben, ohne eine eigentliche Religion zu besitzen. Unter ihnen macht daher die Mission zweifellos Fortschritte. Es wirken hier in der Mehrzahl amerikanische Missionare.

Der ständige Wechsel der Bevölkerung, den man in Indien antrifft, macht in erster Linie das Reisen hier so belehrend. Man lernt unwillkürlich alle Mitmenschen unparteiischer zu beurteilen, weil man dahinter kommt, welche Grundzüge und Merkmale der Allgemeinheit eigen sind und was durch Kultur und Zivilisation aufgepfropft ist. Im allgemeinen finde ich, daß die Leute hier in überraschender Weise, trotz aller Verschiedenheiten, im Grunde genau so geartet sind und sich ebenso benehmen, wie wir. Besonders interessant ist es, die Kinder zu beobachten, sie haben dieselben Tricks, wenn sie ungezogen sind, und machen dasselbe Geschrei wie bei uns. An einer Haltestelle des Dampfers beobachtete ich einen kleinen, vielleicht dreijährigen Jungen. Der arme Bengel schrie fürchterlich nach seinem Vater, der an Bord gegangen war. Als ihn sein älterer, vernünftigerer Bruder, der ihn an der Hand führte, fortbringen wollte, trampelte er wie wild mit den Füßen, warf sich an die Erde und gebärdete sich gänzlich verzweifelt. Schließlich zog ihn sein Bruder doch mit sich nach Hause. Es war rührend zu sehen.

Einmal fuhr unser Dampfer auf eine Sandbank auf, was oft vorkommt, da diese ihre Lage im Flusse ständig verändern. Wir arbeiteten uns jedoch sehr bald wieder los. Am Abend erreichten wir das malerisch gelegene Goalpora, den Mittelpunkt des jagdlich besten Tigerdistriktes in Assam. Außer mir waren nur zwei europäische Passagiere an Bord, ein Doktor und ein Teepflanzer, beide im Osten Assams ansässig.

Am 9. früh, einem herrlichen Morgen, lag Gauhati, der frühere Sitz der englischen Regierung in Assam, vor uns. Vis-à-vis, in der Mitte des Flusses, liegt das den Hindus heilige „peacock island", mit altem Tempel. Am Flußufer entlang erstrecken sich sehr hübsch gebaute bungalows, die jetzt zum Teil leerstehen, da die Regierung für das ganze Jahr nach Shillong, in die Berge hinaufgesiedelt ist. Des Abends, im dak bungalow Gauhatis, wo ich zusammen mit zwei englischen Herren hauste, bemerkte man sehr die Nähe des Dschungel, welches den Ort von drei Seiten umschließt. Unzählige Leuchtkäfer

schwirrten umher, beim Essen flogen hunderte von Käfern, schreckliche Geschöpfe darunter, gegen die Lampe und auf den Tisch oder die Teller; an den Wänden spazieren Eidechsen umher, gar nicht weit entfernt heulen die Schakale, und auf dem Dach macht eine Schlange mit eigenartigem Geräusche Rattenjagd. Man muß sich an vieles gewöhnen, muß es gefaßt ertragen, daß einem ein entsetzliches Untier, bei dessen Anblick man bei uns erblassen würde, mit langen, dünnen Beinen über den Teller läuft, oder sich in die Suppe stürzt. Die Türen müssen offen gehalten werden, damit die Abendkühle eindringen kann.

Unter Zurücklassung meiner Leute und des großen Gepäckes, fuhr ich am 10. Juli per tonga nach Shillong, 65 englische Meilen. Mit mir reisten der englische Geistliche Shillongs und ein Babu. Die Reise lohnt sich allein um der Schönheiten des Weges willen. Prachtvoller, hoher Urwald grenzt an die vorzügliche Fahrstraße. Der Wald ist so dicht, daß man ohne ein starkes Messer nicht einen Schritt weit hineindringen könnte, jeder freie Raum zwischen den Bäumen ist mit Schlinggewächsen ausgefüllt. Wir sahen eine Menge schöner Schmetterlinge.

Eine andere Attraktion der Fahrt bilden die Ponys, mit denen man fährt. Es befinden sich zwei vor dem Wagen, ein größeres in der Schere und ein kleines, oft winziges, das daneben herläuft und mitzieht. Man wechselt bis Shillong vierzehnmal die Ponys. An fast jeder Station passiert dieselbe Geschichte: Die Tiere sind alle furchtbar ungezogen, was natürlich, wie meist, seinen Grund in falscher Behandlung hat, und ziehen nur in Lançaden an. Die Leute nehmen, um diese Eigenart der Tiere ungefährlicher zu machen, folgende Prozedur vor: Dem großen Pony werden beim Einspannen die Augen zugebunden, manchmal auch die Füße zusammengefesselt. Der frei laufende, kleine Pony wird dann in die Stränge gespannt, aber mit dem Kopfe dem Wagen zugedreht, er sieht sich neugierig die Passagiere an. Der große Pony jagt in demselben Augenblicke, wo seine Fesseln fallen, los, an seiner Seite läuft zuerst ein Mann mit, der das Tier, so oft ich es erlebte, mit Erfolg auf dem Wege zu erhalten sucht. Währenddem hat sich das kleine Tier umgedreht und springt nun auch wie ein geölter Blitz ins Geschirr. Sprängen die Ponys zusammen an, so würde wahrscheinlich alles in Stücke fliegen. Nach gelungenem Start geht es in der Karriere den Berg hinauf. Es passiert auch, daß nach allen Vorarbeiten die Tiere belieben, gar nicht anzuziehen, dann werden andere geholt, und die ersten haben ihren Zweck erreicht. Auf jeder Station ist man jedenfalls einer Unterhaltung sicher. In Shillong hörte ich, daß diese Pony-Angelegenheit stets den Schrecken, oder das Amüsement der Reisenden bildet.

Sogar auf den einzelnen Tongastationen wechselt das Aussehen der Einwohner. Hier in den Bergen ähneln einzelne Stämme sehr den

Tibetanern, andere den Japanern. Die Frauen sind winzig, mit runden, teilweise niedlichen Gesichtern. Manche Männer sind sehr gut gewachsen und muskulös. Am Abend dinierte ich in dem Hotel Shillongs. Ich bemerkte, daß ich der einzige Herr im Hause war unter acht Damen, meist Frauen von Teepflanzern. Eine Anzahl Kinder sind auch vertreten. Ein kleiner Junge von vier Jahren erschien jeden Morgen zu meiner Levée und erzählte mir Geschichten. Vom 10. abends bis 14. früh blieb ich in Shillong. Die Ansiedelung ist sehr hübsch, kleine europäische Villen sind auf den Hügeln verstreut, dieselben sind erdbebensicher, ohne Steine, nur aus Holz, Bambus und Zement gebaut. Die Decken der Räume bestehen aus Drahtgeflecht und Leinwand. Der Ort ist umgeben von hohem Kiefernwalde, an freien Stellen sind Rasenflächen angelegt. Natürlich fehlen auch ein schöner Klub, Polo-, Kricket-, Golf- und Tennisplätze nicht. Trotzdem Shillong ca. 5000 Fuß hoch liegt, bemerkt man das Tropenklima sehr, und Fieberanfälle sind nicht selten. Augenblicklich liegt eine Dame an Fieber im Hotel. Die Zikaden machen morgens und abends in den Bäumen ihr laut tönendes Geräusch, das fast so klingt, wie die Musik eines quäkenden Dudelsackes. An einem der Nachmittage fuhr mich eine Dame aus dem Hotel, Mrs. B., in ihrem Gefährte in der Umgebung spazieren. Einmal frühstückte ich beim Pastoren, der mir seine großartige Schmetterlingssammlung zeigte. Er ist großer Sportsmann und bester Tänzer in Shillong.

Den Offizieren des hier stationierten Gurkha-Regiments machte ich einen Besuch in der Messe. Das Regiment war das letzte Jahr hindurch in Tibet und Lhassa, ich sah daher die interessantesten Trophäen und Sachen. Am 12. nachmittags wohnte ich dem Polo bei und aß dann bei Mr. Fuller, dem „Chief Commissioner" von Assam. Er und seine Frau sind besonders liebenswürdige Leute. Die Stellung Mr. Fullers muß sowohl sehr interessant, als auch angenehm sein. Er ist vollkommener Alleinherrscher in Assam, noch viel selbständiger, als die „Lieutenant-Governors" der indischen Provinzen. Assam ist sehr wenig kultiviert und entwickelt, es ist daher fraglos noch sehr viel aus dem Lande zu machen. Mr. Fuller befindet sich den größten Teil des Jahres auf Inspektions- und Orientierungsreisen. Hierbei benutzt er viel seine schön ausgestattete Regierungs-Dampfjacht, die ich bei Gauhati liegen sah.

Assam wird sehr bald mit Hinzunahme eine Teiles von Bengalen zu einer Provinz gemacht werden. (Dies ist inzwischen geschehen.) Bisher hatte das Land eine Sonderstellung.

An einem der Abende war ich zu einer garden party bei Fullers geladen. Da schlechtes Wetter war, fing man sehr bald an zu tanzen. Hierbei lernte ich die erste englische Dame in Indien kennen, die fließend deutsch spricht, sie war aber auch nur zum Besuch in Indien, reist sonst viel in Deutschland.

Tags darauf machte ich die Tonga-Reise nach Gauhati zurück, die Ponys waren bergab viel artiger, was beweist, daß sie nur durch zu tolles Jagen bergauf verängstigt sind. Am folgenden Morgen trat ich wieder meine Dampferreise flußaufwärts an. Die Uferlandschaft ist sehr gleichmäßig; wo die Berge zurücktreten, sieht man meilenweit auf dichtes, hohes Schilf und Gras. Streckenweise stehen in demselben einzelne Baumriesen, so daß das Ganze ein parkartiges Aussehen erhält. Den Hintergrund der Landschaft bilden bewaldete Berge. Im Winter, wenn die Luft klar ist, soll man vom Dampfer aus ganz deutlich



Dak bungalow zu Tezpur.

die Schneeberge des Himalaja sehen. Die zur Regenzeit größtenteils überschwemmte Ebene ist stellenweise, vor allem am Fuße der Berge, recht fieberig. Im Dschungel versteckt, liegen hier und da verlassene Dörfer, aus denen das Fieber die Bewohner vertrieben hat. Abends kamen wir in Tezpur, einem am Nordufer gelegenen Orte, an. Die Nacht verblieb ich im dak bungalow. Am nächsten Morgen suchte ich Mr. B., dessen Gattin ich in Shillong kennen lernte, auf. Sein bungalow liegt zwei englische Meilen vom Orte entfernt, auf einer Anhöhe am Flusse. An dasselbe schließt sich seine Sägemühle, in der das Material für Teekisten

hergestellt wird, an. Mr. B. ist großer Jäger. Ich ging ihn, als Sachverständigen, um Rat an, da man es in Shillong für unmöglich erklärte, in dieser Jahreszeit überhaupt zu jagen. Mr. Fuller, dem ich einen Empfehlungsbrief von Simla aus gesandt hatte, telegraphierte mir schon nach Kalkutta, daß die Jagd jetzt aussichtslos sei. Mit dieser Ansicht vertrugen sich jedoch meine aus englischen Sportsbüchern geschöpften Kenntnisse nicht, und da ich außerdem bisher zu meinem Erstaunen bemerkte, daß nur sehr wenige in Indien lebende Engländer über die Jagd hier genau Bescheid wissen, daß vielmehr nur ein sehr kleiner



Elefanten bei der Arbeit.

Prozentsatz der Büchsenjagd obliegt, so war meine Hoffnung auf einen jagdlichen Erfolg in Assam noch nicht ganz erloschen.

Mr. B. gab mir eine für meine Absichten sehr willkommene Auskunft. Die Hauptschwierigkeit der Jagd besteht darin, die Jagdelefanten an den Ort zu bekommen, wo man sie gebrauchen will. Die angeschwollenen Flüsse verhindern dies zurzeit in den meisten Gegenden. Gegenüber von Tezpur könnte ich die schönste Büffel- und Rhinozerosjagd haben, wenn wir nur einen Elefanten drüben hätten; über den Brahmaputra können diese aber jetzt nicht schwimmen, ohne ihr Leben

zu gefährden. Es sollen jedoch Jagddistrikte zu finden sein, in denen schikar-Elefanten an Ort und Stelle aufzutreiben sind. Außerdem kann man Tigerjagden auch zu Fuß veranstalten.

Mr. B. lud mich ein, bei ihm zu wohnen, ich siedelte daher in sein bungalow über. Bei der Sägemühle sah ich zum ersten Male Elefanten an der Arbeit, sie ziehen die Baumstämme, welche man angeflößt hat, vom Flusse herauf an die Feldbahn und schieben dann die beladenen Waggons mit dem Kopfe vor sich her zur Mühle.

Für den folgenden Tag hatte mir Mr. B. seinen schikar-Elefanten zur Verfügung gestellt. Bevor die „howdah“ befestigt wurde, hatte der



Arbeitender Elefant am Brahmaputra.

Elefant schwimmend einen kleinen Fluß zu passieren, wobei der Mahut (Elefantenführer) auf seinem Kopfe stand. Auf dem Elefanten sitzend, wurde ich dann in das Dschungel der Umgebung Tezpurs hineingeschaukelt. In der kleinen Jagdhowdah Platz zu behalten, ist zeitweise nicht leicht. Der Elefant kletterte mit merkwürdiger Gewandtheit in den steilen Bergen, die wir zuerst aufsuchten, umher, und noch überraschender ist die Art, wie er sich den Weg durch den Urwald bricht. Über das dichte Unterholz schwebte ich hinweg, der Elefant wurde hiermit vermöge seines Gewichtes fertig, doch oft mußten wir uns auch durch eine Wand von Schlingpflanzen und durch die dicken Seitenäste der Bäume hindurch-

arbeiten. Man hält es für unmöglich, ohne langen Aufenthalt hier vorwärts zu kommen, da nicht nur für den Elefanten, sondern auch für die howdah darüber Raum geschaffen werden muß. Aber siehe da, der Elefant bricht und schlägt mit einigen Hieben des Rüssels alles herunter, gerade bis zur richtigen Höhe, so daß die howdah ziemlich genau in die Lücke hineinpaßt, vergißt der Brave einen Ast, so macht ihn der Mahut, manchmal recht unfreundlich, mit einem Schlage seines Zepters auf den merkwürdig hohl klingenden Schädel, darauf aufmerksam, worauf der Elefant auch das letzte Hindernis beseitigt. Ohne jede Anstrengung zerbricht der Rüssel armdicke Äste, meistens reißt er den ganzen Ast vom Stamme. Fußdicke Bäume, die im Wege stehen, legt der Elefant durch ein mehrmaliges Anstemmen mit der Schulter um und schreitet stolz darüber hinweg. Der Ritt war höchst amüsant, wenn er auch jagdlich erfolglos verlief. Mehrere Male sah ich ein braunes Stück Wild verschwinden, vielleicht war einer der hier weit verbreiteten Sumpfhirsche (swamp deer) darunter, ich konnte jedoch das Wild so schnell nicht ansprechen. Da ich nur Hirsche, kein weibliches Wild, schießen wollte, wurde ich gar keine Kugel los. Es muß sehr schwer sein, von der howdah aus mit der Büchse zu schießen oder vielmehr zu treffen, der Elefant schwankt, auch wenn er steht, hin und her.

Nach einigen Stunden fühlte ich mich etwas seekrank, machte daher unter einem Baume, im dicken Schilfgrase, Frühstückspause.

Im März und April, wenn das Dschungel gebrannt hat, und das frische Gras aufwächst, ist die heute betriebene Art der Jagd manchmal sehr erfolgreich. Wild ist überall massenhaft vorhanden. Je mehr Elefanten man zur Verfügung hat, desto besser ist es natürlich, man kann dann Treiben veranstalten.

Eine Zeitlang bewegten wir uns auf einem mit Wald bedeckten, wohl 20 m breiten Damme fort, der aus früheren Zeiten, in denen Assam auf einer viel höheren Kulturstufe als jetzt gestanden haben muß, stammt. Augenscheinlich sollte er den Brahmaputra in seinem Bette erhalten, als es diesen einmal gelüstete, sich andere Wege zu suchen. Der Damm soll sich vom Flusse, bis an die Bhutanberge im Norden erstrecken. Auch uralte Reste von Tempeln sind hier in der Gegend zu finden.

Noch einen Tag erfreute ich mich der Gastfreundschaft Mr. B's. Tezpur ist einer der lieblichsten Orte Assams, inmitten der bungalows der Europäer liegen ausgedehnte, mit Lotos bedeckte Teiche. Die Hütten der Eingeborenen, versteckt im dicksten Dschungel und umgeben von einem hohen Bambuszaune, sind höchst originell. Mr. B. und ich machten einem hohen englischen Beamten, der mit seinem Dampfer vor Tezpur ankerte, unseren Besuch. Dieser erzählte, er habe in Desang Mukh, einem flußaufwärts gelegenen Dorfe, gehört, daß mehrere Tiger

dort in der nächsten Umgebung ihr Unwesen trieben. Ursprünglich beabsichtigte ich, bis Dibrugarh, dem östlichsten Bezirke Assams, hinaufzufahren. Mr. Fuller hatte den dortigen Deputy Commissioner angewiesen, mir bei meinen Jagdplänen behilflich zu sein. Nun entschloß ich mich aber, zunächst mein Glück bei Desang Mukh zu versuchen.

Abends ritt ich auf einem Elefanten mit meinem Koffer zum dak bungalow und ging des Nachts an Bord des eintreffenden Dampfers. Die nächsten anderthalb Tage hindurch ging es flußaufwärts. Desang Mukh liegt am Südufer. Der einzige dort lebende Europäer ist ein Agent der Dampferlinie, Mr. S. Das Dorf ist eingeschlossen von hohem Urwalde und Dschungel, weite Strecken in der Umgebung sind überschwemmt, in dem kniehohen Wasser treiben sich zahme Büffelherden umher. Die Tiger haben sich auf das höher gelegene Land begeben, haben ihre Verstecke sozusagen vor den Türen der Hütten und halten die Eingeborenen durch ihre frechen Viehdiebstähle in Schrecken. Das dak bungalow ist auf einem Schiffe aufgebaut, welches am Ufer verankert liegt, es steht schon seit langer Zeit leer, da selten Fremde hierher verschlagen werden.

Mich empfing die Nachricht, daß vor drei Tagen ein zahmer Büffel, ganz nahe dem dak bungalow, vom Tiger getötet sei und dort noch im Dschungel liege. Ich begab mich sogleich mit zwei Dorfbewohnern, die etwas vom schikar verstehen wollen, an den Ort der Tat. Der eine der Leute führte eine vorsintflutliche Flinte, der andere einen Spieß. Wir suchten die Stelle auf einem Umwege, in einem als Boot dienenden, ausgehöhlten Baumstamme, durch eine Fahrstraße im Dschungel zu erreichen, zuletzt aber mußte ich doch bis über die Knie durch das Wasser. Der Büffel lag im Grase von doppelter Manneshöhe, er war schon stark in Verwesung begriffen, doch hatte der Räuber fast nichts davon gefressen. Wir waren überzeugt, daß der Tiger irgendwie verscheucht sein müsse und zu diesem „kill" wohl nicht wieder zurückkehren werde. Des Abends saß ich daher nicht bei dem Büffel, sondern an einem Wechsel an, verlebte einen schönen Abend, sah aber nichts vom Tiger.

Am nächsten Morgen fehlte wieder einem Manne des Dorfes eine Kuh. In Begleitung mehrerer Leute begab ich mich daher auf die Suche. Der Weg führte uns quer durch den Urwald, man mußte sich mit dem Messer durchschlagen, überdeckt von einem dichten Dache von Laub und Schlingpflanzen. Die Verschiedenartigkeit der Bäume mit ihren sonderbaren Früchten, die vielen fremdartigen Vogel- und Insektenarten zu sehen, und die Schwierigkeiten, welche sich in solchem Urwalde dem Menschen entgegenstellen, so in handgreiflichster Weise zu verspüren, war für mich, als Neuling, äußerst lehrreich. Wir fanden frische Tigerfährten, jedoch die vermißte Kuh nicht. Zum Schluß sah ich noch

einmal nach dem toten Büffel und war höchst erstaunt, zu finden, daß der Tiger in der letzten Nacht ein großes Stück verzehrt hatte. Da kein Baum in nächster Nähe stand, mußte eine Kanzel, auf Hindostani „Matschan“ genannt, im Schilfgrase aufgerichtet werden. Sie besteht aus vier Bambusstangen und einem Sitze. Am Nachmittage, 4 Uhr, begab ich mich vom dak bungalow aus dorthin; ich wählte jetzt den kürzesten Weg, durch etwa 1 m tiefes Wasser. Um die Nacht nicht in nassen Kleidern sitzen zu müssen, ging ich im Kostüm der Eingeborenen, annähernd nur mit Büchse und Hirschfänger bekleidet, bis



Der vom Tiger gerissene zahme Büffel.

zum Matschan und zog mich dort erst, meiner Meinung nach ziemlich moskitosicher an, doch wie bald wurde ich eines andern belehrt. Die Moskitos malträtierten mich nachher, als sie wenige unbedeckte Angriffspunkte fanden, durch die Kleidung hindurch, in entsetzlicher Weise. Ich thronte den ganzen Abend und die Nacht hindurch, bis 4 Uhr morgens auf meiner Kanzel. Der Tiger glänzte durch Abwesenheit, und ich trat, zerbissen und enttäuscht, meinen Rückzug durch das Wasser an.

Man konnte nun mit einiger Berechtigung annehmen, daß der Tiger, wenn er keine andere Beute gemacht hatte, wenigstens an dem



Meine Treiber auf der Tigerjagd.

Zu Seite 139.



Ein Beispiel, wie man verwildern kann.

Zu Seite 95.

heutigen Abende hungrig sein und früh kommen werde. Ich saß daher wieder, bis es dunkel wurde, an, jedoch nur mit demselben Erfolge. Mondschein war nicht. Diesmal wurde am Morgen konstatiert, daß der Tiger in der Nacht dagewesen war und eine Büffelkeule mitgenommen hatte. Nun requirierte ich sofort fündunddreißig Eingeborene, als Treiber und ließ das anstoßende, nicht sehr große Dschungel durchtreiben. Der Matschan wurde hierzu umgestellt, und ich saß vor. Nach menschlicher Berechnung mußte mir der Tiger kommen, das Treiben war auf der Seite, wo ich mich befand, schmal, und auf beiden langen Seiten war tiefes Wasser. Die Treiber erschienen in sehr sonderbaren Ausrüstungen, die meisten trugen ein schweres Messer an einem langen Holzgriffe, andere hatten Spieße und viele außerdem Trommeln, tump-tumps und Blechgefäße, um sich durch möglichst großen Lärm Mut machen zu können.

Der Spektakel während des Treibens war markerschütternd. Begreiflicherweise gehen die Leute meist auf einem Klumpen zusammen. Plötzlich wurde es still, der Tiger war von Treibern und den auf einem Flügel in Bäumen postierten Beobachtungsposten gesehen worden, wie er seitwärts durch das Wasser und über kultiviertes Land, wo Leute arbeiteten, hinauswechselte. Wir folgten der starken Fährte bis ins nächste Dschungel, ich schickte die Leute herum, um es zu treiben, doch fanden diese die Fährte aus demselben hinausstehend. Inzwischen war es Abend geworden, und wir mußten die Jagd aufgeben.

In der Nacht wurde ich durch Abdullah geweckt, zwei Eingeborene waren mit der Nachricht gekommen, daß, nicht weit von dem bungalow des Mr. S., anscheinend ein anderer Tiger, am Abend eine Kuh gerissen habe. Man wollte mich veranlassen, sofort dorthin aufzubrechen, doch erschien mir dies aussichtslos. Des Morgens brachte wieder ein Mann atemlos die Kunde, der Tiger säße dicht bei der Kuh im Dickicht und habe bei seiner Annäherung gebrüllt. Mit größter Beschleunigung eilte ich nun dorthin, und fand, daß die Kuh bis an den Rand des Dschungel geschleppt war. In dieses auch nur einen Schritt weit hineinzusehen, war nicht möglich.

Während nun Treiber beschafft wurden, frühstückte ich bei Mr. S. Von ihm hörte ich, daß ein Babu aus dem Dorfe an einen Arzt, Mr. M. C., der im nächsten größeren Orte, Sibsagar, wohnt und passionierter Jäger sein soll, betreffs des kills telegraphiert habe, und daß dieser wohl bald auf der Bildfläche erscheinen werde.

Endlich, gegen Mittag, waren annähernd alle männlichen Dorfbewohner, über sechzig Mann, zur Stelle. Das zu treibende Dschungel war nur klein, wohl nicht über zehn Morgen groß, aber außerordentlich dicht. Ich setzte mich auf einem Baume vor. Auf den beiden Flügeln

des Dickichts lag bebautes Land. Das Treiben dauerte endlos, die Leute gingen wieder alle in einem Haufen zusammen, alle paar Minuten hörte der Spektakel auf, und es erfolgte eine längere Beratung. Plötzlich, nach mehr wie zwei Stunden, entstand ein fürchterliches Geschrei, und ich sah die Treiber mit affenartiger Geschwindigkeit auf den hohen Bäumen, die im Treiben standen, erscheinen. Ich befürchtete, es sei ein Unglück passiert und wußte, auf meinem Baume sitzend, nicht recht, was tun. Nach einer Diskussion der Leute von Baum zu Baum erschienen der sogenannte schikari und ein alter Kerl, von dem mir



Der gestreckte Tiger.

Mr. S. erzählt hatte, daß ihn ein Tiger schon einmal beim Schopfe gehabt habe, unter meinem Baume und veranlaßten mich durch Gesten, mitzukommen. Sie führten mich zunächst um das Treiben herum und machten mir währenddem klar, daß zwei Tiger im Dickicht säßen. Gleichzeitig erschien ein dritter Mann und hielt mir ein Blatt Papier vor die Nase, auf dem der gewisse Mr. M. C. anfragte, ob er sich an der Jagd beteiligen dürfe. Ich schrieb schnell auf: „Ich würde mich sehr freuen“ und pürschte mit den beiden Leuten weiter. Man führte mich auf einem schmalen Fußsteige in das Dschungel hinein, die Sache

wurde jetzt unheimlich. Bisher hatte ich immer noch die stille Hoffnung, man würde mich auf einen Baum geleiten, von dem aus ich den, oder die Tiger sehen und schießen könne. Ich bedeutete den Leuten dies, doch sie machten mir klar, daß von den Bäumen aus nichts zu sehen sei. Wir pürschten langsam, Schritt für Schritt, weiter. Der vorausgehende Mann stutzte jetzt und zeigte über eine freiere Stelle hinüber, in das dunkle Dschungel, gleichzeitig zog er sich bescheiden hinter mich zurück. Nach einigem Hinsehen entdeckte ich, nur etwa zwanzig Schritte entfernt, zum größten Teil unter dichtem Gestrüpp



Der Tiger wird ins Boot verladen.

versteckt, einen Tiger, der gedrückt am Boden lag. In den höheren Bäumen, um die Stelle herum, raschelte es überall, sie waren dicht besetzt von den sechzig Leuten. Der Tiger äugte anscheinend nicht zu mir hin, er wußte wohl nicht recht, was er anfangen solle, da er auf allen Seiten die Menschen hörte. Nacken, Schulter und Hinterteil war mir sichtbar. Ich führte meine Doppelbüchse, und hinter mir stand der schikari mit der mit Brennecke-Geschossen geladenen Flinte. Der Mann wollte mich veranlassen, dieselbe zu entsichern, was er nicht verstand. Ich tat auch so, als ob ich seinen Wunsch erfüllte, gab ihm aber das Gewehr

gesichert zurück. Die Gefahr in meinem Rücken wäre sonst wohl noch größer gewesen, als vor mir. Genau zielend, schoß ich nun auf den Nacken des Tigers. Er lag sofort und rührte kaum ein Glied mehr. Trotzdem schoß ich, immer nur den rechten Lauf ladend, um den linken in Reserve zu behalten, noch sechs Schüsse in den schwarz-gelben Klumpen hinein. Dies war ganz unnütz und verdarb nur sehr die Decke, aber man kommt in Rage, wenn man denkt, daß die Bestie sich wieder aufrappeln und einem im Nu an der Kehle sitzen kann. Neben mir sah ich ein sehr komisches Bild, der schikari lag im Anschlage auf



Transport des Tigers.

den Tiger und zog, unter erheblichem „Mucken" an dem Drücker herum, sich wundernd, daß die Flinte nicht los ging. Dies alles ging natürlich in einigen Augenblicken vor sich.

Der ganze Schwarm von Menschen kam jetzt aus den Baumkronen zum Vorschein, ließ sich zur Erde fallen und stürzte sich auf den verendeten Tiger. Alle freuten sich wie die Kinder, wobei ich mich nicht ausnehme. In diesem Augenblicke erschien neben mir ein großer Tropenhelm mit dem kleinen Mr. M. C. darunter, derselbe sah etwas enttäuscht auf den mächtigen Tiger, der vor uns lag, doch war er so liebenswürdig, seinen sehr begreiflichen Neid nicht zu zeigen. Trotz

häufiger Versuche, hat er noch keinen Tiger erlegt. Daß er sich schon so nahe befand, als er seine Anfrage schickte, hatte ich nicht geahnt. Der Tiger ist ein starkes, männliches Exemplar, er maß, wie er lag, 8 Fuß, 8 Zoll, die ausgestreckte Decke ist 11 Fuß lang. Nacken und Hinterkopf war durch den ersten Schuß zerschmettert worden.

Mit meinen beiden Büchsen bin ich bisher außerordentlich zufrieden gewesen. Auf die Bären und den Tiger führte ich eine Doppelbüchse, Kaliber 9,3 mm, mit Keilverschluß, Ladung 3,5 Gramm Blättchenpulver, gebaut von Otto Bock in Berlin. Auf das übrige Wild benutzte



Gruppe von Frauen, die den Tigertöter anstaunen.

ich meist einen Doppelbüchsen-Drilling, Büchsenläufe 9 mm, Schrotlauf Kal. 20, von Scherping-Hannover.

Wo der zweite Tiger geblieben ist, weiß man nicht, im Treiben war er mit Bestimmtheit. Mr. M. C. hatte einen Elefanten mitgebracht und suchte noch auf diesem nach dem zweiten Tiger, fand ihn aber nicht. Die ganze Menschenschar, zu der sich auch die Weiber und Kinder des Dorfes gesellten, zog mit meinem Tiger bis zum Ufer des Brahmaputra, wo dieser in ein Boot geladen und darin bis zum dak bungalow weitertransportiert wurde. Leider hatten die Leute, bevor

ich auf diese Gefahr aufmerksam gemacht wurde, dem Tiger den größten Teil seines schönen, borstigen Schnurrbartes abgeschnitten. Die Schnurrhaare sind hier sehr wertvoll, da die Eingeborenen sie als Talisman gegen die Tigergefahr benutzen, sie hängen sich dieselben zu diesem Zwecke vor die Brust.

Ein Dampfer hatte gerade an der Landungsstelle Aufenthalt und es erschienen mehrere Passagiere, um den Tiger zu sehen, darunter auch eine englische Dame mit zwei Kindern. Der Tiger wurde abgestreift und der Körper am Schlepptau eines Bootes in den Fluß hinausgefahren,

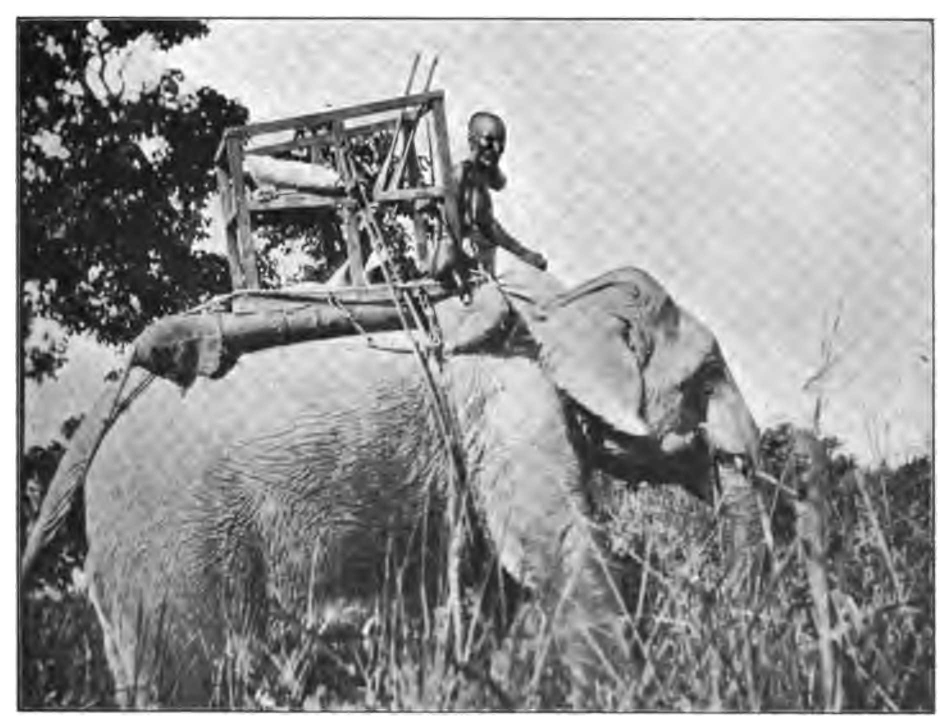


Meine Kalkutta-Kulis mit der Decke.

wo ihn wohl bald die Krokodile verspeist haben. Nachdem alle Leute, je nach ihren Verdiensten, abgelohnt waren, begab ich mich zum Essen zu Mr. S., wir feierten den Tod des Tigers bei „whisky and soda“ und der Musik eines Grammophons, zu der Mr. S., welcher sich in der Einsamkeit Desang Mukhs zum Clown ausgebildet hat, die spaßigsten Solotänze aufführte.

Vom bungalow Mr. S.'s aus, wo ich übernachtete, brach ich am 25. früh zu Fuß auf nach dem acht englische Meilen entfernten Sibsagar. Auf halbem Wege erwartete mich der Wagen des Mr. M. C. Er war sehr heiß.

Bisher erlebte ich in Assam recht gutes Wetter, die Regenzeit hier hatte ich mir ganz anders vorgestellt. In den östlichen Distrikten regnet es allerdings viel weniger, als im Westen und in den Bergen am Nord- und Südrand Assams. Dort soll das Wasser oft wochenlang unaufhaltsam strömen. Der Ort „Cherra Poonje“, nicht sehr weit von Shillong gelegen, hat den größten Regenfall der Welt. Sibsagar, an einem fast 1 Quadratkilometer großen, künstlichen See, welcher klares, schönes Wasser enthält, gelegen, ist einer der gesundesten Orte Assams. Dort angelangt, richtete ich mich im dak bungalow ein.



Mein Schikar-Elefant.

Zu den Mahlzeiten lud mich Mr. M. C. ein. Dieser selbst hat viel indisches Blut in sich und ist von gelber Färbung, doch seine Frau ist eine weiße Engländerin. Die Sehenswürdigkeit Sibsagars sind die drei, in Glockenform erbauten, Tempel, ein Wahrzeichen aus der alten Rajah-Zeit. Höchst sonderbar ist die Zusammenstellung eines dieser altehrwürdigen Gebäude mit einem daran grenzenden Asphalt-Tennisplatz. Ich lernte des Abends, dort beim Spiele, drei englische Herren, darunter den Deputy Commissioner kennen. Letzterer stellte mir 25 Rupies als Prämie für den erlegten Tiger in Aussicht. Den folgenden Tag hindurch ruhte ich auf meinen Lorbeeren und brach am 27. Juli

früh, auf einem für 3 Rupies täglich ermieteten Elefanten, auf zur Büffeljagd. Außer dem Mahut und mir, nahm noch ein Babu auf dem Elefanten Platz, welcher mir als Dolmetscher dienen sollte.

Die Reise war etwas langwierig, da die howdah zweimal vom Elefanten heruntergenommen werden mußte, um diesen durch einen Fluß schwimmen zu lassen, während wir im Boote übersetzten. Durch kleinere Flüsse ritten wir hindurch. Brücken, falls solche vorhanden, kann der Elefant in der Regel nicht benutzen, da sie ihn nicht tragen. Am Mittage trafen wir bei dem Dorfe ein, das für die folgenden Tage



Elefant, einen Fluß durchquerend.

den Ausgangspunkt der Jagd bilden sollte. Ich zog in das, nahe dem Dorfe gelegene, sogenannte „Inspection-Bungalow" ein, das für die auf Dienstreisen befindlichen englischen Beamten dort errichtet ist, aber auch jedem anderen Europäer, welcher sich etwa dorthin verirrt, unentgeltlich offen steht. Abdullah und meine zwei Kulis aus Kalkutta trafen hier mit einigem Gepäck am Abend ebenfalls ein. Der Babu ließ einen ihm bekannten schikari kommen und verdolmetschte ihm meine Wünsche. Der schikari behauptete, mich ganz sicher, binnen zwei bis drei Tagen, auf starke Büffel zu Schuß bringen zu wollen. Noch

am Nachmittage suchten wir, auf dem Elefanten sitzend, in der Umgebung auf Wild, bekamen aber keins zu Gesichte.

Den nächsten Tag verbrachte ich ganz auf meinem Elefanten. Wir jagten in wunderschöner Gegend und ritten stundenlang durch prachtvollen Urwald, der wohl von einem Europäer nur höchst selten durchkreuzt ist, Büffel sahen wir jedoch wieder nicht. Eine Herde wurde vor uns an einem Waldrande rege und flüchtete, unter lautem Gepolter, in das unabsehbar weite Schilf-Dschungel. Dies ist so hoch,



Übersetzen mit einem Boot.

daß es einem sogar, wenn man auf dem Elefanten sitzt, über dem Kopfe zusammenschlägt. Wir folgten zwei oder drei Tieren eine Zeitlang, doch kamen wir nicht nahe genug heran, um ihrer ansichtig zu werden, man sah nichts als die Bewegung des Schilfes. Das größte Unglück ist, daß alles unter Wasser steht, dadurch macht der Elefant einen zu enormen Spektakel. Trotzdem der Büffel sich nicht viel aus Lärm macht, hält er diesem Getöse doch nicht stand. Außerdem fliehen die Büffel klugerweise, in der Regel mit dem Winde, so daß sie den Verfolger stets in der Nase behalten. Der folgende Tag verlief ähnlich. Diesmal hatte

ich zwei schikaris und einen zweiten Elefanten zur Verfügung. Wir führten ein schmales Boot mit uns, um die Flüsse passieren zu können. Wo zum Fortbringen des Bootes das Wasser fehlte, mußte ein Elefant dasselbe, an Strängen, die wir aus Schlinggewächsen herstellten, hinter sich herschleppen. Nach erfolgloser Jagd erlegte ich auf dem Rückwege drei wilde Hühner. Diese gelten als die Stammeltern unserer Haushühner. Die Hähne vornehmlich sehen fast genau so aus, wie unser Haushahn, der Braten ist ebenfalls ganz unser „Manöveradler“. Ich machte dabei eine Doublette von der howdah aus, während der Elefant



Schikari auf dem Elefanten im Schilf-Dschungel.

in Bewegung war. Die schikaris waren über diese Leistung ganz außer sich, anscheinend hatten sie überhaupt noch nicht gewußt, daß man Vögel auch im Fliegen treffen kann. Nach der Rückkehr erzählten sie die Heldentat überall im Dorfe und dienerten dabei einmal nach dem anderen vor mir.

Am 30. machten wir wieder mehrmals Büffel rege und verfolgten einige Stunden hindurch einen einzelnen starken Bullen, doch ich bekam ihn nicht zu Schuß. Die schikaris und Mahuts nähren sich tagsüber nur von den verschiedenen Früchten der Urwaldbäume, die auch

mir teilweise herrlich schmeckten. Des Abends schoß ich einige Tauben, darunter eine grüne Art, die ziegelrote Ständer besitzt. Von dieser Sorte treiben sich hier große Schwärme umher. Das Wetter war in den letzten Tagen, bis auf einen regnerischen Vormittag, sehr schön, wenn auch recht heiß.

Der Deputy Commissioner aus Sibsagar schickte mir eine Klageschrift mehrerer Dörfer seines Bezirkes zu, in der sich die Einwohner über die von den Tigern angerichteten Verheerungen beschwerten. In den letzten Monaten sind in dortiger Gegend 83 Stück Vieh vom Tiger gerissen worden. Da ich denke, nicht weit von Kalkutta noch einmal Gelegenheit zu haben, auf Büffel zu jagen, beschloß ich, den erfolglosen Sport hier aufzugeben und es noch einmal auf einen Tiger zu versuchen.

Es ist durchaus nicht unmöglich, zur jetzigen Jahreszeit einen Büffel zu erlegen, mehrere Male war ich dicht daran, und mit etwas mehr Glück hätte es wohl gelingen können. Wenn ich ein bis zwei Wochen auf die Büffel verwendet hätte, wäre ein Erfolg wohl ziemlich sicher gewesen. Es ist aber wahr, daß zur Jagd auf Büffel die Regenzeit ungünstig ist. Trotzdem war es immerhin wert, die Sache zu versuchen, da ich zur trockenen Zeit, im Winter oder Frühjahr, nicht hier sein konnte. Der Durchschnittsengländer sieht jedoch jeden als halb verrückt an, der einen Versuch macht, den allgemein verbreiteten Regeln und Ansichten zuwider zu handeln. Man kann in jeder Hinsicht dasselbe beobachten, die Engländer haben gewisse Regeln und Vorschriften, die meist sehr praktisch und den Verhältnissen angepaßt sind, sie kennen dann aber auch absolut keine Ausnahme. So ist es schon im alltäglichen Leben, alle Menschen, mögen sie auch den verschiedensten Berufen angehören, haben genau dieselben Essenszeiten, nach diesen muß sich die Tagesbeschäftigung und Arbeit richten. Jeder Gentleman betrachtet es hier in Indien als sein gutes Recht, spätestens von 5 Uhr nachmittags an freie Zeit zu haben, um Sport zu treiben bis zum Diner. Die deutschen Kaufleute hier draußen verfahren hierin anders, sie nehmen sich, falls es nötig ist, mehr Zeit zur Arbeit, auch unter Verlust der Stunden, die der Engländer dem Sporte widmet, und sind daher überlegene Konkurrenten. Hierin liegt der Hauptgrund des Hasses der englischen Kaufleute gegen die deutschen. Erstere müßten sich, um erfolgreich der deutschen Konkurrenz standhalten zu können, weniger Zeit zum Sport nehmen, hiermit würden sie aber ihre Stellung als Gentleman in Frage stellen. Sie hassen daher den deutschen Konkurrenten als ein Individuum, das selbst schon in Indien durch seine intensive Tätigkeit auch ihnen ihre Mußestunden raubt.

Sibsagar erreichte ich am 31. Juli wieder und marschierte am 1. August vormittags etwa acht englische Meilen, bis nach Fakum, einem

der von Tigern heimgesuchten Ortschaften. Kurz vor meiner Ankunft des Mittags hatte ein Tiger, aus dem Dschungel kommend, nahe dem Dorfe eine Kuh gepackt, war aber durch das Schreien der Leute wieder vertrieben worden, ehe er ihr das Genick hatte brechen können. Die Kuh wurde mir stark lädiert, mit tiefen Bißwunden am Halse, vorgeführt. Sie sah nicht gerade vergnügt aus. Da in dem Dorfe kein bungalow vorhanden ist, ging ich zum Schulraume und teilte dem Schulmeister, der gerade etwa dreißig Jungens unterrichtete, mit, daß ich in dem Schulzimmer wohnen müsse, er möge die Schule daher für heute schließen. Der Schulmeister, ein Babu, legte mir das Inspektionsbuch vor und stellte das Ansinnen an mich, die Schule zu examinieren und eventuell meine Zufriedenheit schriftlich niederzulegen. Leider war dies aber wegen gänzlicher Unkenntnis der Landessprache meinerseits, unmöglich. Die Jungens machten ob des ihrer harrenden freien Nachmittags höchst fidele Gesichter.

Man zeigte mir dann die frische Tigerfährte, und ich suchte einen Baum für den Ansitz am Abend aus. Eine Kuh zum Anbinden konnte ich trotz aller Bemühungen nicht auftreiben, da alle Bewohner des Dorfes Hindus sind und es ihnen daher verboten ist, das heilige Tier mit Absicht der Lebensgefahr auszusetzen. Ich mußte deshalb eine Ziege als Köder verwenden und machte dieselbe Erfahrung, wie stets bisher beim Tigeransitze, daß nämlich der Erwartete nicht kam. Nur einmal hörte ich ihn im Walde rumoren. Die Bestien sind zu schlau, vor den Eingeborenen haben sie wenig Scheu, bemerken sie aber die Nähe eines Europäers, oder kommen sie nur auf die Fährte desselben, so sind sie verschwunden.

Es gibt in Assam eine Unzahl von Tigern, von diesen sind aber, wie überall, nur einzelne sogenannte men-eaters oder Menschenfresser. Die meisten begnügen sich mit Vieh oder Wild. Die Tigerjagd wird nur von sehr wenigen Europäern und noch seltener von Eingeborenen ausgeübt, so daß in Assam, wo die dichten Dschungels, welche das ganze Land bedecken, die prachtvollsten Schlupfwinkel für die Tiger bieten, wohl kaum eine Abnahme derselben zu verzeichnen ist. Auf unabsehbare Zeit hin wird der Tiger hier sein Räuberleben weiterführen.

Lange Zeit wollte ich nicht mehr auf einen zweiten Tiger verwenden, marschierte darum am 2. August über Sibsagar nach Desang Mukh zurück. Hier sollte der Dampfer flußabwärts 5 Uhr nachmittags abgehen. Statt dessen kam er erst am 3. früh 7 Uhr. Als wir dann fünf Minuten in Fahrt waren, mußten wir einem Dampfer zu Hilfe kommen, der auf einer Sandbank festsaß. Es dauerte nicht lange, bis wir uns selbst auch festgerannt hatten, und nun durften wir, friedlich nebeneinander, zwölf Stunden dort verweilen, bis ein dritter Dampfer

kam und uns dann beide los brachte. Die Reise ging nun bei herrlichem Wetter flußabwärts. Es waren ein paar sehr vergnügte Teepflanzer an Bord, welche nur zur Erholung eine Reise auf dem Flusse abwärts und dann wieder hinauf machen wollen. Bei Tezpur brachte mir Mr. B. zwei von ihm erbeutete Büffelgehörne an Bord, die er mir zum Geschenk gemacht hatte. Am 5. August stieg ich in Dhubri wieder auf die Eisenbahn, zur Reise nach dem weltberühmten Bergorte Darjeeling.

## XIII.

# Schluß.

So war ich denn wieder auf der großen Straße, auf der die meisten Indien-Reisenden verkehren, angelangt, und eine genauere Wiedergabe meines Tagebuches hat somit keine Berechtigung mehr.

Da mir das Wetter den Blick von Darjeeling aus auf den Mount Everest und den Kinchinjanga leider versagte, so mußte ich mich an der Beobachtung des Volkes in und um Darjeeling schadlos halten, und das lohnt sich sehr. Man sieht ein Gemisch von den Bewohnern der Länder Sikkim, Nepal, Boothan und Tibet. Ein großer Teil der Bevölkerung gehört zu den Anhängern des verrotteten Buddhismus, der den Lama von Lhassa als Oberhaupt verehrt. Man kann beobachten, wie die vorgeschriebenen Religionsübungen vermittels Gebets-Rädern und Mühlen, in denen sich der geschriebene Text der Gebete befindet, durch Drehung derselben, absolviert werden. Die Priester halten das Volk durch die in der Maske von schrecklichen Teufeln und Ungeheuern ausgeführten Tänze in der Furcht des Herrn.

Für mich war es von Interesse, in Darjeeling den Maharaja von Kutsch Behar, vielleicht den bekanntesten Jäger Indiens, kennen zu lernen. Er lud mich zu einem Gartenkonzerte seiner, von einem Europäer geleiteten Kapelle ein. Der Maharaja ist ein ganz europäisch gebildeter Mann, er hat viel in England verweilt und ist auch in Deutschland gereist. In der kalten Jahreszeit arrangiert er in seinem kleinen Lande Kutsch Behar, das am Fuße des Himalaja, an der Westgrenze Assams, liegt, große Tigerjagden, zu denen er viele hochgestellte Persönlichkeiten einlädt. Diese mit Hunderten von Elefanten ausgeführten Jagden sind gewiß recht interessant zu sehen, und sie sollen auch oft recht ergiebig sein, es sind aber Massenaufgebote, die dem passionierten Jäger nicht so sympathisch sein können, wie kleinere, selbst arrangierte Jagden, bei denen man persönlich mehr zur Geltung kommt.

Der Maharaja gibt an, für seine Person schon etwa 130 Tiger geschossen zu haben.

Schon bei der Abreise von Darjeeling, nach viertägigem Aufenthalte dort, merkte ich, daß bei mir nicht alles beim alten war, und wie ich in Kalkutta anlangte, packte mich das Fieber. Ich mußte es schon aus Assam mitgebracht haben, doch war es dort wohl durch das Chinin, welches ich täglich prophylaktisch nahm, zurükgehalten worden. In den Bergen hatte ich dann, da ich die Gefahr überstanden glaubte, das Chininschlucken aufgegeben, und so hatte sich das Fieber nachträglich entwickelt. In einem Privathospital gut behandelt und verpflegt, war ich nach sechs Tagen wieder so weit, daß ich mich, zwar



Der Verfasser mit Büffelgehörnen aus Assam.

noch mühsam, umherschleppen konnte, doch war leider nun die Jagd auf Büffel in den „Sunderbuns“ bei Kalkutta nicht mehr ausführbar.

Die Höhe des Honorars, das ich an den mich behandelnden englischen, blutjungen Arzt zu entrichten hatte, würde manchen in Erstaunen setzen. Doch muß man bedenken, daß der Europäer in Indien eine Bezahlung gewohnt ist, die mit der in Europa üblichen nicht zu vergleichen ist. So erhält z. B. der oberste Richter in Kalkutta etwa 300000 Mk. jährliches Gehalt. Die Gehälter der englischen Regierungsbeamten, der Mitglieder des „civil service“, wird man nach der Tat-

sache etwa taxieren können, daß jeder Mann des „civil service“ nach zwanzigjähriger Dienstzeit eine jährliche Pension von tausend Pfund Sterling erhält. Dies scheint sehr hoch, doch ist in Betracht zu ziehen, daß eben der guten Bezahlung wegen, der englischen Regierung in Indien das beste Menschenmaterial, das, soweit wissenschaftliche und systematische Vorbildung in Betracht kommt, im Mutterlande existiert, zur Verfügung steht und ferner, daß alle Europäer, die zwanzig Jahre in Indien verbracht haben, ihre Gesundheit zum mindesten dabei aufs Spiel gesetzt haben.

Im allgemeinen sind die englischen Beamten doch wohl nicht teurer für das Land, als es früher die Höfe der regierenden Maharajas und deren bestechliche Beamten waren, und in der wirtschaftlichen Förderung des Landes wird von den Europäern zweifellos mehr geleistet, als von den Inderfürsten. Ob das indische Volk dies anerkennt, oder ob es die Verbesserung überhaupt nur wünscht, ist eine andere Frage. Dies führt mich dazu, der Hungersnöte Erwähnung zu tun, deren oft erschreckende Ausdehnung auf eine schlechte Verwaltung schließen lassen könnte.

Eine Hungersnot in Indien entsteht vornehmlich aus zweierlei Ursachen. Die Ernte im ganzen Lande ist abhängig von dem rechtzeitigen Einsetzen des Monsun-Regens, der in der Regel vom Juli bis September dauert. Kommt dieser Regen nur vierzehn Tage zu spät, so ist unter Umständen die Ernte dahin. Hierzu kommt zweitens, daß die Eingeborenen, bis auf einen verschwindend geringen Teil, nur Ackerbau betreiben, und daß die Bevölkerungszahl die höchstmögliche Grenze erreicht hat. Noch mehr Menschen würde das Land, auch in guten Jahren, nicht ernähren können. Die Leute leben von der Hand in den Mund, und sobald ihnen eine Ernte verdirbt, ist die Hungersnot da. Zur Abhilfe hat nun die indische Regierung schon von jeher künstliche Bewässerungen in möglichst großem Maßstabe angelegt. Hauptsächlich ist dies in der nördlichen Ebene geschehen, wo die vom Himalaja herabströmenden Flüsse das ganze Jahr hindurch große Wassermengen liefern. In vielen Gegenden fehlt aber hierzu eben das Wasser. Hier kann oft nur das Herbeischaffen von Nahrungsmitteln für Mensch und Vieh die Schwere der Hungersnot lindern. Das rechtzeitige Eingreifen der Behörden ist dabei ausschlaggebend, doch ist es häufig auch mit dem besten Willen, und ohne daß etwas verfehlt ist, unmöglich gewesen, Hilfe zu bringen. Man stelle sich vor, daß ein Hungersnotgebiet soweit von der nächsten Eisenbahnlinie entfernt liegt, daß das einzige Transportmittel, der Ochsenkarren, mehrere Wochen braucht, um dorthin zu gelangen. Der Ochse muß, da in diesen Gebieten meistens auch kein Viehfutter vorhanden ist, seinen eigenen Unterhalt im Karren mitschleppen, und er frißt schließlich selbst auf dem langen Wege die ganze Wagenladung

auf. Bis in neuerer Zeit sind aus diesem Grunde die Hilfsaktionen stellenweise gescheitert, die Vorräte sind auf dem Wege zu den Hungerdistrikten liegen geblieben, da der Transport nicht ausführbar war. Jetzt, nachdem das Bahnnetz Indiens immer mehr ausgebaut worden ist, soll es für die Regierung möglich geworden sein, überall helfend einzugreifen.

Mit meinen Bekannten, den Bremer Herren, zusammen, verbrachte ich noch einige hübsche Tage in Kalkutta. Eins der buntesten Bilder, die ich in Indien sah, boten die sogenannten Monsun-Rennen auf der Maidan. Weiße und farbige Jokeys ritten durcheinander und fast noch sehenswerter, wie die Rennen selbst, war das Publikum. Bei der An- und Abfahrt sieht man, neben eleganten europäischen Equipagen, die Fuhrwerke der reichen Mischlinge und Eingeborenen. Diese wirken weniger durch gute Anspannung und schöne Pferde, als durch die reichen Geschirre, die phantastisch angezogenen Kutscher und die Diener, welche mit Fliegenwedeln hinten auf dem Wagen stehen. Der Gebieter sitzt behäbig und faul im Fond und dokumentiert seine europäische Bildung meist durch eine goldene Brille.

Im Leben und Treiben Kalkuttas trifft man auf Schritt und Tritt die amüsantesten Kontraste und Variationen an.

Es interessierte mich auch sehr, einen kleinen Einblick zu tun in die vielseitigen Geschäfte der deutschen Großkaufleute. Der Inhalt der ausgedehnten Lagerräume zeigt an, mit wie unzähligen Artikeln hier gehandelt wird, und in welchem gewaltigen Maßstabe einzelne europäische Waren, die dem indischen Volke bereits unentbehrlich geworden sind, vertrieben werden.

Am 22. August, abends, nahte der Abschied von Kalkutta. Auf dem Bahnhofe sagte ich meinen deutschen Gastfreunden und meinem braven Abdullah, der mir sieben Monate hindurch durchaus treu und zuverlässig gedient hatte, Lebewohl. Abdullah ist eine Perle, deren Wert ich um so höher schätzen lernte, je mehr ich einsah, daß ein wirklich ehrlicher Diener in Indien geradezu ein Phänomen ist. Abdullah reiste zunächst nach seiner Heimat an der afghanischen Grenze, um voraussichtlich bald wieder eine Jagdreise nach Kaschmir mitzumachen und dann in den Dienst eines englischen Herrn in Madras zu treten. Er schickte regelmäßig eine bestimmte Summe von seinem Verdienste an seine Familie, nach Hause, hatte er dann noch reichlich Geld für sich übrig, so tat er sich etwas zugute, kaufte sich z. B., auch wenn ihm erlegtes Wild zur Verfügung stand, Hühner, weil diese ein besonderer Leckerbissen für ihn waren. Als ich ihn einmal fragte, warum er das Geld nicht lieber spare, erwiderte er, er könne es ja, wenn er einmal stürbe, doch nicht mit ins Grab nehmen.

Meine siebzigstündige Eisenbahnfahrt führte an der Ostküste entlang, von Kalkutta, über Madras, nach meinem Ausgangspunkte Tuticorin. Ich wollte den Lloyd-Dampfer „Prinz Heinrich", der am 28. August von Colombo abging, noch erreichen und konnte darum leider nicht den viel angenehmeren Seeweg wählen, denn es ging in den Tagen kein Schiff.

Der herrliche Seewind, der bei Colombo den weißen Gischt der turmhohen Brandung über die Mole, in den Hafen hinein, ergoß und die Wogen gegen die Felsen des schönen Mount Lavinia peitschte, erweckte in mir, schon in wenigen Tagen, die vom Fieber noch etwas erschlafften Lebensgeister wieder, und so konnte ich in sehr vergnügter Stimmung, am Abend des 28. August, zusammen mit mehreren deutschen Herren, die ebenfalls Ceylon verließen, die Heimreise antreten.

Ein großer Teil der deutschen Kolonie Colombos erschien vor der Abfahrt des Dampfers an Bord, und es begann ein deutscher Biertrunk, dem die erstaunten Mitglieder anderer Nationen teilweise unter Bewunderung, teilweise mit Kopfschütteln zusahen. Es war gut, daß die Abfahrtsstunde bald schlug, sonst wären die bravsten der Zechkumpane wohl nur unter Schwierigkeiten die Falltreppe hinuntergekommen. Um 10 Uhr setzte sich der „Prinz Heinrich" in Bewegung, und die deutsche Kolonie strebte in heiterster Stimmung, auf ihrer Pinasse, wieder dem Lande zu.

Somit waren meine Streifzüge in Indien beendet. Mit großer Genugtuung konnte ich auf die letzten acht Monate zurückblicken. Man denkt sich ja meistens das Fremde, Unbekannte noch schöner und idealer, als es in Wirklichkeit ist. Ein Märchenland ist auch Indien dem, der einen flüchtigen Einblick gewonnen hat, nicht mehr, doch gerade hierin liegt ein großer Teil der Befriedigung, nach vollendeter Reise. Man muß, neben den Schönheiten und Vorzügen eines Landes, auch seine Schattenseiten in Betracht ziehen, um schließlich einen gerechten Vergleich mit der Heimat und den altgewohnten Verhältnissen anstellen zu können. Auch, nachdem man Indien mehr von der angenehmen, als der unangenehmen Seite kennen gelernt hat, muß man, meiner Ansicht nach, zu der Überzeugung kommen, daß auf die Dauer der Europäer sich zu Hause wohler fühlen muß, als dort. Schon das Klima macht die meisten Europäer mürbe. Engländer und Deutsche, die ihr Beruf in Indien festhält, fühlen sich wie in der Verbannung und drängen zurück in die Heimat, trotzdem das Leben draußen eine große Reihe von Vorzügen bietet. Die ewige Hetze, in der sich der Durchschnittseuropäer befindet, hört draußen auf, und man findet dort zweifellos mehr Zeit, sich mit sich selbst zu beschäftigen, aber es fehlt einem jeden doch die heimatliche Luft, und die mit hinausgenommene Energie schwindet durch die Einflüsse des Klimas mehr und mehr.

Die Engländer sind mir stets in der liebenswürdigsten Weise entgegengekommen. So feindlich sich auch Deutschland und England gerade während der Zeit der Marokkofrage gegenüberstanden, und so sehr auch die Zeitungen hetzten, behielten die einzelnen dennoch die vornehme, altenglische Tugend bei, die Politik so leicht nicht ins persönliche Gebiet zu übertragen. Kommt der Deutsche als Kaufmann in das Land, so behandeln ihn die Engländer wohl nach ihrem alten Prinzip „gleiches Recht für alle", aber verhalten sich doch recht kühl gegen ihn, sie sehen dann in ihm nur den Konkurrenten, der nach ihrer Ansicht besser täte, sich in die deutschen Kolonien zu begeben, als ihnen in Indien das Leben sauer zu machen. Kommt man jedoch als harmloser Zeitgenosse, und zeigt man noch dazu Interesse für den Sport, so wird man mit offenen Armen empfangen. Je privater der Charakter des Besuchers erscheint, desto mehr Türen öffnen sich ihm, und umso liebenswürdiger ist man bemüht, dem Gaste die Wege zu ebnen.

Deutsche Buch- und Kunstdruckerei Zossen—Berlin SW. 11



Trophäen auf der Geweih-Ausstellung, Hannover 1906.

